

16.3.1927

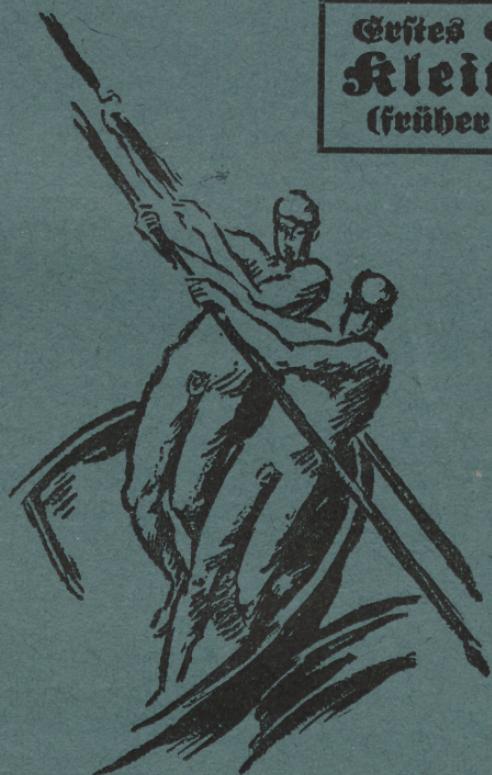
Ostdeutsche Monatshefte

Herausgeber: Carl Lange, Oliva bei Danzig

7. Jahrg.

März 1927

Heft 12



PIUNIE

Erstes Sonderheft
Kleinpolen
(früher Galizien)

Verlag: Georg Stille, Berlin NW 7

Preis: 1.25 Goldmark, für Danzig 1.60 Danziger Gulden
für Poln. Oberschlesien 1.75 Goldfranken

Zahlstelle für Polen: Dom-Verlagsgesellschaft m. b. H.

Lwów (Lemberg). Postcheckkonto: Warschau 150 657

Preis des Heftes ztl. 2.80

Im Verlag von R. Eisenschmidt, Berlin NW 7, Mittelstraße 18

erscheint:

Egon von Stern's hinreißendes Buch

[451]

„In die Freiheit“

Preis etwa 7,- Mark

Eine abenteuerliche Flucht durch Mongolei und Mandschurei.

Eine Kartenskizze veranschaulicht die Wegstrecken

Der Wirklichkeit entsprechende Illustrationen von Künstlerhand erhöhen den Reiz des außerordentlich spannenden Werkes, das in knapper, schlichter, und daher doppelt packender Sprache die Leiden, Freuden, Hoffnungen, Enttäuschungen, Entbehrungen und Gefahren eines tapferen deutschen Mannes schildert, den seine Irrfahrten auf der Flucht aus Kriegsgefangenschaft durch zum Teil unerforschte Gebiete des fernen Ostens führten. Die Fülle der wechselnden Erlebnisse auf weitabgelegenem, fremdartigem Schauplatz rollt vor dem Leser ab wie ein fesselnder Film, doch stärker im Eindruck, weil hier nichts inszeniert, nichts gekünstelt, sondern alles von Schicksalshand geleitet und erweislich wahr ist.

Das einzigartige Buch erweitert den Gesichtskreis des Lesers, der es nicht aus der Hand legt.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung und durch

Eisenschmidt's Buch- und Landkartenhandlung



Kerngesund
und
zuverlässig

wie der Sportsmann
so sein Gerät.

Die

Phoenix



Fußballblase versagt auch bei höchster Beanspruchung nicht

Harburger
Gummiwarenfabrik

Phoenix

Harburg
a. d. Elbe

Ostdeutsche Monatshefte

Blätter des „Deutschen Heimatbundes Danzig“ und der „Deutschen Gesellschaften für Kunst und Wissenschaft in Polen“

Herausgeber: Carl Lange, Oliva bei Danzig

7. Jahrgang

März 1927

Nr. 12

Galiziens Weltlage

Von Professor Fritz Braun

Betrachtet ihr grübelnd die Landkarte Europas, um über die Weltlage Galiziens Klarheit zu gewinnen, so könnt ihr gar leicht den größten Irrtümern versallen. Scheint es nicht so, als ob dieses Land in unserm Erdteil eine recht zentrale Lage hätte, gelangen wir nicht fast in Versuchung, es ähnlich wie Schlesien einzuschätzen?

Galiziens zentrale Lage besteht aber nur ganz äußerlich, in rein räumlicher Hinsicht. Fassen wir die Bodengestalt Europas ins Auge, so denken wir darüber ganz anders. Galizien ist nicht etwa ein Gebiet, um das sich immer wieder größer werdende, konzentrische Kreise legen, sondern das Vorland der Karpaten liegt dort, wo die Peripherien einer ganzen Anzahl von Kreisen (Polen, Südrussland, Ungarn, Böhmen, Schlesien) einander berühren.

Das könnte eine gar glückliche Lage sein, wenn dort starke Kräfte zusammenströmt, aber zum Schaden Galiziens ist das Gegenteil der Fall. Alle die peripherischen Teile der Nachbargebiete, die im Karpathenvorland zusammenstoßen, sind verhältnismäßig schwach innerviert und nur dürftig durchblutet. Wenn es in Galizien zu gewaltigen Kraftäußerungen kam, so gingen die nicht von den angrenzenden Räumen aus, sondern es trafen (vergl. den Weltkrieg) Kräfte aufeinander, deren Ausgangspunkte erst in weiter Ferne zu suchen waren.

Gerade an Galizien können wir sehen, wie verschieden ähnliche Naturgebiete durch eine gegensätzliche Umwelt beeinflußt werden. Es versteht sich von selbst, daß das Vorland der Karpaten in vieler Hinsicht Ähnlichkeit mit dem der Alpen (schwäbisch-bayerische Hochebene) besitzt. Dort finden wir aber jenseits des püssereichen Hochgebirges das marmorschimmernde Mailand, das lebhafte Verona und die märchenreiche Königin der Adria. Hier spielen Orte wie Erlau, Kaschau, Nyiregháza und ähnliche Siedlungen, bei deren Namen

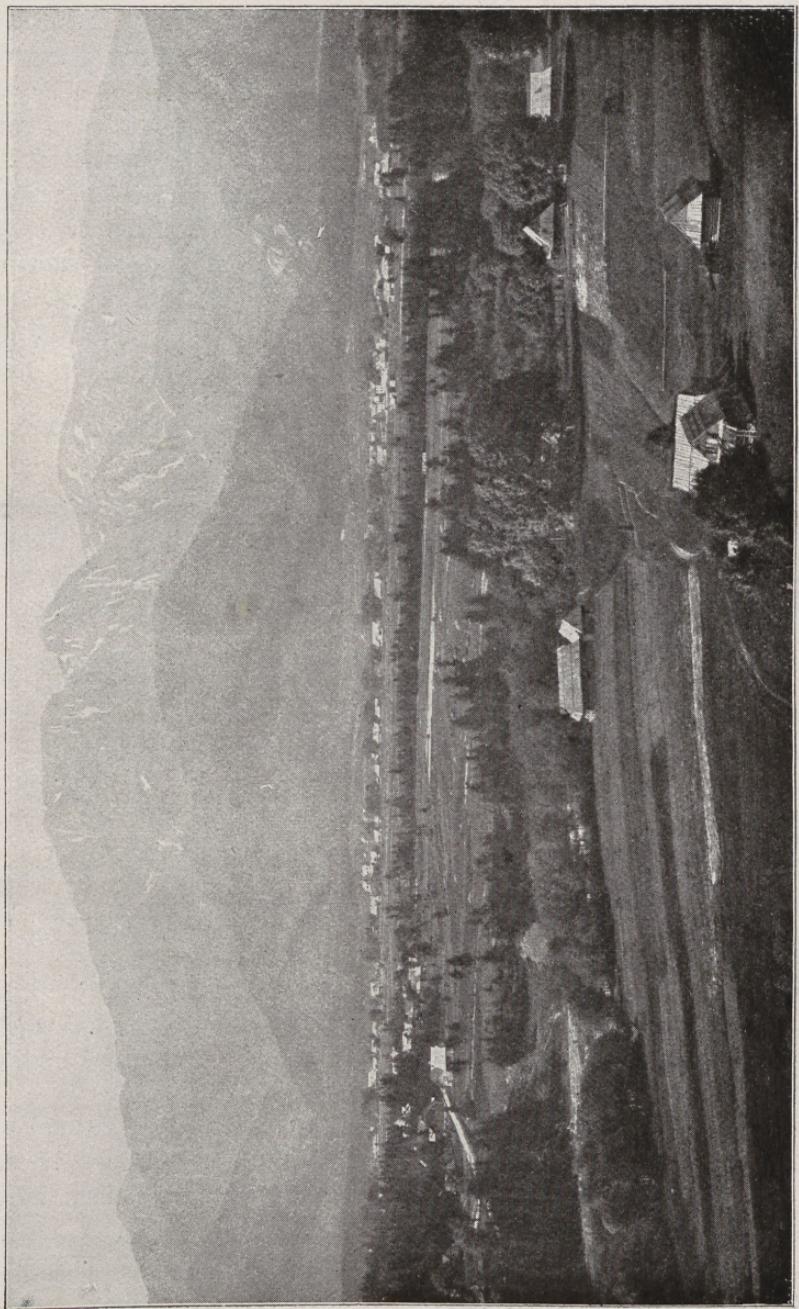
ihr euch die Junge zerbrecht, ohne doch mit ihnen einen rechten Be-
griff zu verbinden, die Rolle der Gegenstädte, und euer suchend-
er Blick findet nirgends das länderverbindende Meer, sondern
verliert sich in Ungarns Fruchtgebieten, die sich meeresweit dehnen
und doch wieder von Gebirgen umwallt sind.

So ist es denn begreiflich, daß die Karpathenpässe an Bedeutung
hinter der westöstlichen Handelsstraße, die dem Gebirge an seinem
Nordhang folgt, weit zurückstehen. Im Westen gabelt sich dieser
Weg: hier strebt eine Straße dem Tale der Oder zu, dort führt eine
andere durch den österreichischen Anteil Schlesiens nach Böhmen und
den oberen Donauländern. Im Osten winken dagegen die Schwarzerd-
gebiete der Ukraine und die schon von hellenischer Betriebsamkeit
belebten Handelsstädte am Schwarzen Meer dem Wanderer als ent-
legene Ziele. Dabei ist das Land nach Osten so viel offener, daß schon
dieser Umstand den Namen „Halbasien“ verständlich macht, den
ihm der geistvolle Karl Emil Franzos als erster verliehen hat.

Es wäre dem Geographen ein leichtes, von der westöstlichen
Handelsstraße Galiziens viel Wesens zu machen, und doch brauchen
wir nur an Handelswege wie den Rhein, die Elbe, die Rhone zu
denken, um sogleich zu erkennen, daß es sich bei ihr doch nur um
einen Verkehrsweg m i n d e r e n Ranges handelt.

Aber auch in Galizien sollen wir doch feststellen, wie groß die
städteschaffende Kraft solcher Handelsstraßen zu sein pflegt, die dem
Rande eines Gebirges in dem durch die Bodenform gebotenen Abstand
folgen.

Was Piacenza, Parma, Reggio, Modena, Bologna, Faenza, Forli
für den Nordostabhang der Apenninen, Halle, Quedlinburg, Halber-
stadt, Braunschweig, Hannover für den Nordhang des deutschen
Mittelgebirges bedeuten, das ist in Galizien die Städtereihe Krakau,
Tarnow, Przemysl, Drohobycz, Stanislau, Kolomea. Wir brauchen
uns nur die Wesenheit dieser Orte etwas zu vergegenwärtigen, um
zu erkennen, welch hohes Glück es für den Menschen bedeutet, in
völkisch e i n h e i t l i c h e n Erträumen zu wohnen. Während wir in
Italien und Niederdeutschland in gleicher Lage Siedlungen finden,
in denen unersetzliche, nie wiederkehrende völkische Eigenart herr-
liches Kulturgut zeitigte, sehen wir in Galizien, wie drei, vier
Völker im Widerstreit ihrer Wünsche nichts Harmonisches zustande
bringen konnten. Im äußersten Westen Galiziens, dem rechten
Windfang des germanischen Mitteleuropas, schuf deutscher Geist in
Krakau noch ein herrliches Stadtgehäuse, aber der Pole trat
dort schließlich an die Stelle des deutschen Bürgers, ohne ihn doch
in seiner Kulturarbeit ersetzen zu können. So mußten die Ostjuden
ins Land kommen, um dort bürgerlich Gewerb zu treiben, ohne
doch an Bürgerstolz und Bürgerehre teilzuhaben. Und noch schlimmer



Zitopane
Mit Genehmigung des Verlages Benjamin Sar, Berlin-Wien

steht es in Ostgalizien, wo schon die sarmatischen Steppenwinde wehen, mit denen rechtes Städteleben sich niemals vertragen konnte.

So stellt sich uns Galizien als ein Land dar, das den großen Mittelpunkten europäischen Lebens recht weit entrückt blieb, und von allen Seiten mit gegensätzlichen Volksbestandteilen besetzt wurde, die sich nicht zu einem Volke vereinigten, sondern ständig gesondert blieben. Der Deutsche stellte anfänglich den Bürgerstand, neben dem sich der Pole als Großgrundbesitzer, der Ruthene als ländlicher Hintersasse betätigte, während die allzu zahlreichen Juden aus dem Handel recht bald in alle möglichen Kleinbetriebe überstiegen mussten. Späterhin vollzog sich in diesen Dingen mancher Wandel; der Pole verdrängte den deutschen Bürger, und die Kolonisationstätigkeit Josephs II. verteilte eine deutsche Freibauernschaft über das Land, deren kulturelle Bedeutung weit größer war als ihre recht geringe Zahl.

Waren so die Bedingungen für die höhere Entwicklung des Landes recht ungünstig, so sorgte die Fruchtbarkeit Galiziens doch dafür, daß die Bevölkerung über die Zahl hinauswuchs, welche die Landwirtschaft bei ihrem ziemlich lässigen Betrieb (sie bringt nur $\frac{1}{2}$ — $\frac{2}{3}$ des Möglichen hervor) ernähren konnte. Die notwendige Folge davon ist die dauernde Landflucht von Auswanderern, die zeitweilige von Saisonarbeitern.

Heute ist der wichtigste Gegensatz, der das Land beherrscht, der zwischen West und Oст. Dort finden wir mitteleuropäische, hier sarmatische Landschaftsformen. Dort trat neben den Polen der Deutsche, hier der Ruthene. Heute scheint es so, als ob der Osten (Lemberg) den Westen (Krakau) wirtschaftlich überflügeln solle, doch ist für die Dauer dieser Entwicklungsrichtung keinerlei Gewähr geboten. Augenblicklich hat im Osten wie im Westen der Pole die Oberhand gewonnen, aber wir dürfen nicht vergessen, daß die widerstrebenden Kräfte starke Widerleger jenseits der Landesgrenze besitzen. Beurteilen wir diese Dinge von einer höheren Warte, so gelangen wir zu dem Schluß, daß die Ukraine vielleicht, das Deutsche Reich sicherlich dem neupolnischen Staate an Lebenskraft überlegen ist.

Wie die Verhältnisse Galiziens sich in Zukunft entwickeln dürften, vermag daher niemand vorauszusehen. Jedenfalls ist die Aussicht recht groß, daß es auch fürderhin ein Gebiet bleiben wird, in dem sich die Randvölker mit verhältnismäßig geringer kultureller Spannung treffen, das mehr zum Schlachtfeld als zum Schauspiel wirtschaftlichen Wettsbewerbs berufen zu sein scheint. Gebe Gott, daß diese Befürchtung des Geographen nicht Wahrheit wird!

Die Bildwerke des Veit Stosz in Polen

Von Julius Kothe

Während des Mittelalters sind in den deutschen Landen einzelne Künstler kaum nachzuweisen; die Kunst entwickelte sich nach festen Gesetzen, so daß der Künstler hinter seinem Werk zurücktrat. Selbst von hervorragenden Bildwerken, wie in Straßburg, Bamberg, Naumburg, sind die Urheber uns unbekannt. Erst gegen den Ausgang des Mittelalters und den Anbruch der Neuzeit treten einzelne Künstler als scharf umrissene Persönlichkeiten hervor, Stosz, Vischer und Dürer in Nürnberg, Riemenschneider in Würzburg, Syrlin in Ulm, Pacher in Südtirol, um nur die bedeutendsten zu nennen. Stosz, einer der ältesten von ihnen, von ausgesprochener Eigenart, hat sein Schaffen nicht auf Nürnberg und Franken beschränkt; der Taten- drang führte ihn nach Polen, wo er fast zwei Jahrzehnte lang seinen Wohnsitz in Krakau nahm, dessen Bürgerschaft damals noch ihr Deutschtum bewahrte und mit Nürnberg in lebhaften Wechselbeziehungen stand. Hier schuf er mehrere bedeutsame Werke, die als Zeugnisse deutschen Kunstfleißes in Polen gewürdigt zu werden verdienen.

Wenn wir recht berichtet sind, wurde Veit Stosz im Jahre 1438 geboren. Seine Heimat war Nürnberg, wo seine Familie seit dem Anfang des 15. Jahrhunderts nachweisbar ist. Wie er sich dort zunächst betätigte, ist nicht bekannt. Sein Bürgerrecht gab er 1477 auf und siedelte nach Krakau über. Gewiß hatte er sich daheim schon als tüchtiger Schnitzer bewährt; doch mögen ihn gute Beziehungen und Empfehlungen nach Krakau geführt haben, sonst hätte man ihn hier nicht sogleich mit einer ungewöhnlich großen Aufgabe betraut, der Herstellung eines neuen Hochaltares der Marienkirche, der Oberpfarrkirche der Stadt. Das Gewölbe über dem Hochaltar war eingestürzt und hatte diesen zerstört; nachdem man ein neues Gewölbe eingezogen hatte, galt es einen neuen Altar zu beschaffen. Man wünschte ein gewaltiges Werk, welches den Meister Stosz auf eine Reihe von Jahren hinaus in Anspruch nahm. Er beschäftigte mehrere Mitarbeiter, und zog 1482 den Maler und Goldschmied Matthias Stosz, vielleicht seinen Bruder, aus Siebenbürgen zur Hilfeleistung heran. 1484 war der Schrein fertiggestellt, und der Krakauer Rat sprach dem Meister eine besondere Anerkennung aus. 1486 reiste dieser auf einige Zeit nach Nürnberg, vermutlich um das elterliche Erbe zu ordnen. Im Sommer 1489 wurde der Altar vollendet. Die in Holz geschnittenen Darstellungen behandeln die Geschichte Mariä, der Gottesmutter. In der Staffel sehen wir den Stammbaum des Jesse, auf den Reliefen der achtzehn Tafeln der doppelten Flügel die Kindheit Mariä und die Kindheit und das Leiden Jesu,

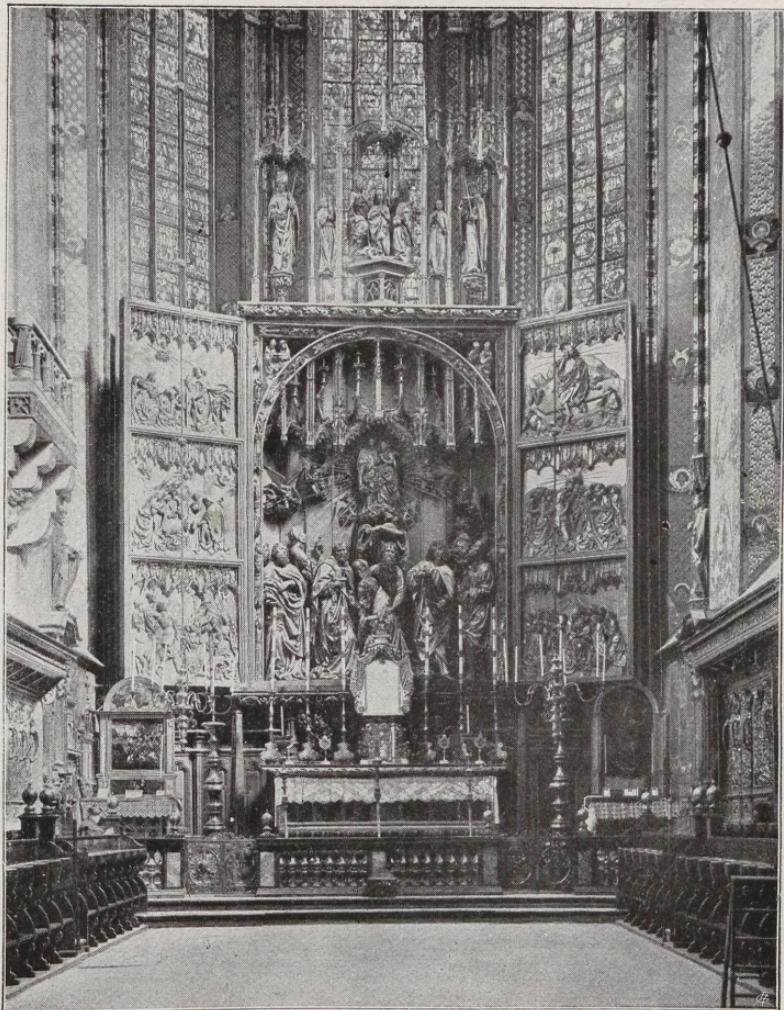
endigend mit dem Pfingstfeste. Der Schrein bringt den Tod und die Himmelfahrt Mariä, das obere Gespreng ihre Krönung, daneben die Standbilder der Landesheiligen Adalbert und Stanislaus; die



Die Marienkirche in Krakau
Mit Genehmigung des Verlages Benjamin Harz, Berlin-Wien

Architektur wird von zahlreichen kleinen Gestalten belebt, den Propheten und Kirchenlehrern, auch einigen Knappen. Der schönste Teil, dem der Meister selbst seine volle Sorgfalt zuwendete, ist die in fast freien, $2\frac{1}{2}$ Meter hohen Gestalten gegebene Darstellung des Todes

Mariä. Diese, ihr Gesicht von jugendlichem Ausdruck, von der Seite gesehen, ist in die Knie zusammengesunken; Petrus, mit langem Bart, versucht sie zu halten; Johannes oder Thomas neben ihm, der bartlose Kopf in reichem Haupthaar, fasst ihren Mantel. Die anderen Apostel sind um sie beschäftigt, in einem Buche lesend oder ein



Marienkirche in Krakau, Hochaltar des Veit Stöß
Mit Genehmigung des Verlages Benjamin Harz, Berlin-Wien

Räuchergefäß anfachend und schwingend, die zu äußerst stehenden zum Himmel emporblickend, wo Christus die Selige aufnimmt. Während in den älteren Schreinen die heiligen Gestalten unter Baldachinen nebeneinander gereiht sind, hat Stöß sie hier zu einer bewegten Gruppe vereinigt. Sein Altar steht am Abschluß der Entwicklung

des mittelalterlichen Altarschreins; an künstlerischer Kraft kommt ihm nur der gleichzeitige Altar Michael Pachers in St. Wolfgang (Ober-Oesterreich) gleich. Lange vernachlässigt, wurde der Altar nach 1866 instandgesetzt; wie weit die Einzelheiten damals richtig ergänzt wurden, bleibe dahingestellt; auf die Erneuerung der alten Bemalung wurde verzichtet. Der Mittelschrein mag ehemals einen Blätterkamm getragen haben, welcher die Wagerechte kräftig betonte; das zierliche obere Gespreng wird in drei durchbrochenen schlanken Türmchen ausgeklungen sein. Da für diese Teile kein Anhalt mehr bestand, unterließ man, sie nach neuem Entwurf hinzuzufügen. In seiner ursprünglichen Gestalt mag der Aufbau sich an 20 Meter über dem Altartisch erhoben haben, so daß er den Blick in das Mittelschiff der Kirche völlig beherrschte. An den Altar schloß sich zu beiden Seiten das Gestühl der Ratsherren, welches Stoß 1495 fertigte; es mag dem Chorgestühl Syrlins im Ulmer Münster ähnlich gewesen, wurde jedoch bei dem barocken Ausbau der Kirche zerstört.

Im Jahre 1492 starb Kasimir Jagello, König von Polen. Seine Witwe Elisabeth, Tochter des deutschen Königs Albrecht von Habsburg, beauftragte den Veit Stoß, ihrem Gatten ein Grabmal in der von ihr gestifteten Kreuzkapelle des Krakauer Domes zu errichten. Zum Vorbilde wurde das Grabmal Kasimirs des Großen, im Thorumgange des Domes bestimmt, eine Tumba, auf welcher die vollgebildete Gestalt des Verstorbenen ruht, überbaut von einem auf schlanken Säulen ruhenden Baldachin, die Ausführung in dem damals beliebten, polierten roten Marmor von Gran an der Donau. Der König ist im vollen Ornat angetan, der hagere Kopf den tatkräftigen Herrscher treu wiedergebend, in den Händen Reichsapfel und Zepter, zu seinen Füßen zwei heraldische Löwen, der zur Rechten des Beschauers das Wappen Polens, der zur Linken das Wappen Habsburgs nebst dem Schwerte haltend. Obwohl die Aufgabe als solche anderen Fürstengräbern gegenüber nichts neues bot, hat das Ganze doch einen großen, besonderen Zug, und dem harten Gestein entsprechend, ist der Faltenwurf des Mantels ruhiger, als Stoß in seinen Holzbildwerken beliebt. Die Grabplatte ist vom Künstler selbst beglaubigt; sie trägt am Fußende seine Marke, ein Kreuz, dem an einem unteren Querbalken ein V angehängt ist, und den Namen nebst Jahr, EIT STVOS 1492. Minder gelungen ist der Baldachin, welcher Metallformen in Stein nachbildet. Die Kapitelle tragen figürlichen Schmuck, eines derselben auch die Inschrift des Verfertigers Jörg Huber, welcher von Passau kommend, 1494 in Krakau als Bürger aufgenommen wurde. Leider steht das Denkmal sehr ungünstig in einer Ecke, zwei Seiten an die Wände gelehnt.

Um dieselbe Zeit hatte Stof die Grabplatten für zwei geistliche Würdenträger zu fertigen, Sbigneus Olesnicki, Erzbischof von Gnesen, und Petrus von Bnin Moszczynski, Bischof von Leslau (polnisch



Der Dom auf dem Wawel in Krakau

Mit Genehmigung des Verlages Benjamin Harz, Berlin-Wien

Mloclawek, an der Weichsel oberhalb Thorn), welche beide 1493 starben. Vermutlich hatte er beide Aufträge dem Humanisten Philippus Buonacorsi, genannt Callimachus, Sekretär des Königs, zu danken, welcher dem Olesnicki einen ausführlichen Nachruf widmete und sich selbst als Stifter des Grabmals des Moszczynski

nennt. Die Gnesener Platte ist durch die Marke, die Leslauer durch Schriftstücke als Werk des Stoß beglaubigt. Beide, wiederum



Grabplatte des Königs Kasimir Jagello im Dome zu Krakau
Bildhauer Veit Stoß

Aufgenommen nach dem Gipsabguß
Mit Genehmigung des Verlages Benjamin Harz, Berlin-Wien

aus rotem Marmor, geben den Verstorbenen im Ornate, in edler Haltung, doch ist das Relief nur mäßig hoch im Gegensatz zur

Platte des Königs Kasimir, die Gnesener Platte von reicherer Ausführung als die Leslauer; sie sind, vielleicht weil der italienische Auftraggeber den deutschen Brauch, die Platten in den Fußboden zu legen, beanstandete, auf der Seite liegend schräg gegen die Wand



Grabmal des Königs Kasimir Jagello im Dome zu Krakau
Bildhauer Veit Stoß und Törg Huber
Mit Genehmigung des Verlages Benjamin Harz, Berlin-Wien

gestellt, in Leslau darunter die von zwei schreitenden Engeln gehaltene Schrifttafel. Vortrefflich sind die Köpfe. Callimachus starb 1496. Auch an seiner Grabplatte, in der Dominikaner-Kirche in Krakau, scheint Stoß mitgewirkt zu haben; denn die Gestalt, die den Gelehrten sitzend und in einem Buche forschend darstellt, trägt das Gepräge seiner Eigenart; die Ausführung geschah in Messingguß.

Zu Beginn desselben Jahres verließ Stoß Krakau und kehrte nach Nürnberg zurück.

Gewiß hat Stoß während seines langen Aufenthaltes in Krakau noch andere Werke geschaffen als die vorgenannten. Aber da die Nachweise fehlen, ist schwer zu entscheiden, welche der Bildwerke jener Zeit auf ihn selbst oder seine Mitarbeiter zurückzuführen oder sonst unter dem Eindrucke seiner Werke entstanden sind. In der Marienkirche in Krakau stehen zwei große Kruzifixe seiner Kunstweise sehr nahe; das hölzerne Triumphkreuz im Mittelschiff und das



Grabmal des Bischofs Petrus von Bnin Moszczynski im Dome zu Leslau
Bildhauer Veit Stoß
Nach Aufnahme von J. Kothe

steinerne über einem Nebenaltare, welches ursprünglich auf dem Friedhofe der Kirche gestanden haben soll. Ebendaher stammt ein Steinrelief, Christus auf dem Ölberge, welches sich jetzt, ihm gleichfalls zugeschrieben, in dem Museum der Tuchhalle befindet. Der Gnesener Dom bewahrt die Grabplatte eines unbekannten Erzbischofs, vielleicht des Johannes Gruszczyński, gestorben 1473, aus rotem Marmor, ein recht tüchtiges Werk von scharfer Charakteristik, welches von einem dem Stoß nahestehenden Künstler gefertigt sein mag, der dessen vornehme Auffassung aber nicht erreichte. Die Pfarrkirche in Koszmin, im Posener Lande, hatte einen Hochaltar, welcher

dem der Marienkirche in Krakau in der Anlage und dem Gegenstande entsprach, aber in der Barockzeit erneuert wurde, so daß nur das schöne Relief des Todes Mariä erhalten blieb. Es spiegelt den Eindruck des Stoßischen Vorbildes wieder und stellt die Apostel zu



Vom Grabmal des Bischofs Petrus von Vinzen Moszczynski
in Leslau, Bildhauer Veit Stoß
Nach Aufnahme von J. Kohte

einer geschlossenen Gruppe um die sterbende Maria zusammen, die dem vor ihr knienden Thomas den Gürtel reicht; die Köpfe bleiben hinter der Kraft des Vorbildes nur wenig zurück. Die Erinnerung an dieses läßt nochmals ein Altar des selben Gegenstandes in Schweidnitz in Schlesien erkennen. Die gewaltige Persönlich-

keit des Veit Stoß beherrschte damals die gesamte Bildnerei in Polen und den angrenzenden Ländern. Sein vermutlich in Krakau geborener Sohn Stanislaus, gleichfalls Bildhauer, wanderte 1505 von Nürnberg nach Krakau zurück, und wirkte hier im Sinne des Vaters weiter; ihm wird namentlich der Stanislaus-Altar der Marienkirche zugeschrieben.

Was Veit Stoß veranlaßt hatte, den Wohnsitz in Krakau aufzugeben, wo er ein so reiches Feld für seine Tätigkeit gefunden hatte, wo er eine sehr angesehene Stellung einnahm und vom Rate und Königlichen Hofe geehrt wurde, entzieht sich unserer Kenntnis. Vielleicht hoffte er, in der Heimat in gleicher Weise geschätzt zu werden. Er wurde enttäuscht. Das beträchtliche Vermögen, welches er in Krakau erworben hatte, gedachte er daheim vorteilhaft anzulegen, wurde aber betrogen; durch eine Fälschung wollte er sein Recht erstreiten, diese wurde entdeckt und er hart gestraft und gebrandmarkt; seitdem hörten seine Zwistigkeiten mit dem Nürnberger Rat nicht auf. Auch so ansehnliche Aufträge wie in Krakau wurden ihm nicht wieder zuteil. Von den beglaubigten Werken seiner Nürnberger Zeit sind als die bedeutendsten hervorzuheben die großartige Gruppe Mariä und des Engels im Rosenkranze, vollendet 1518, die vom Gewölbe der Lorenzkirche herabhängt, sowie sein letztes größeres Werk, der für das Nürnberger Karmeliter-Kloster bestimmte, jetzt in der oberen Pfarrkirche in Bamberg befindliche Schreinaltar der Geburt Jesu, datiert von 1523. Veit Stoß soll 1533 im Alter von 95 Jahren gestorben sein. In den letzten Jahrzehnten seines Lebens machten sich in Deutschland die Einflüsse des in Italien wiedererstandenen klassischen Altertums geltend. Peter Vischer, der auch nach Breslau, Posen und Krakau mehrere Gußwerke lieferte, hat die neue Kunst bereitwillig in sich aufgenommen und viel Schönes in ihrer Art geschaffen. Veit Stoß hat an der Ueberlieferung des deutschen Mittelalters bewußt festgehalten; wir bewundern ihn als deren letzten großen Vertreter.

*

Die Werke des Veit Stoß sind im kunstgeschichtlichen Schrifttum schon seit der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts gewürdigt worden. Die polnische Schreibweise des Namens, Wit Stwoż, ist erst in neuester Zeit gebildet worden, nachdem auch ein polnisches Schrifttum entstanden ist. Die letzte, mit allen Nachweisen ausgestattete Veröffentlichung danken wir dem im Weltkriege gebliebenen Max Loßnißer: Veit Stoß, die Herkunft seiner Kunst, seine Werke und sein Leben, Verlag von Julius Zeitler in Leipzig, 1912. Der Verfasser berücksichtigt sowohl das deutsche als auch das polnische Schrifttum; doch können seine Folgerungen, wo die sichere Ueberlieferung versagt, nicht als abschließend gelten. Das bisher wenig beachtete Grabmal in

Leslau ist hier nach den unter Leitung von J. Kohte 1916 hergestellten Aufnahmen mitgeteilt.

Ueber die Herstellung des Marienaltares in den Jahren 1477 bis 1489 hat der damalige Stadtschreiber von Krakau, Johann Heideck aus Danzig, eine Niederschrift hinterlassen; er erzählt, wie die Mittel



Vom Hochaltar der katholischen Pfarrkirche in Koschmin
Vermutlich von einem Mitarbeiter des Veit Stoß
Nach Aufnahme von J. Kohte

durch Sammlungen eingingen, gibt die gesamten Kosten zu 2078 Gulden an, lobt den Künstler und nennt den Pfarrer, die Ratsherren und die Pfleger des Werkes, fast ausschließlich deutsche Namen.

Der Verdienste Essenweins um die Erforschung der Kunstdenkmäler der Stadt Krakau ist an anderer Stelle dieses Heftes gedacht.

Zwischen Apfelbäumen

Alte Apfelbäume, breit und knorrig,
überschüttet ganz mit rosa Blüten,
säufeln sacht im linden Hauch des Frühlings.
In den Zweigen zwitschern kleine Vögel,
in den Blüten summen tausend Bienen,
hoch vom blauen Himmel strahlt die Sonne.

Zwischen Apfelbäumen, tief im Grünen,
halb nur sichtbar steht das Haus im Frühschein.
Efeu rannt sich um die weißen Mauern,
vor den Mauern blühen dunkle Beilchen,
morgenfrisch im klaren Tau blinkend,
um die Beilchen schwaben gelbe Falter.
Blumenstücke prangen in den Fenstern,
in den Scheiben glänzt und blüht die Sonne,
während sacht die Apfelbäume rauschen.

In der Stube, auf den gelben Dielen,
liegen breite Streifen Sonnenlichtes.
Glitzernd hüpfen helle Sonnenfunken
an den Wänden hin, an Tisch und Schränken.
Säufselwinde spielen mit dem Vorhang,
tief im Spiegel glänzen Baum und Himmel,
in der Ferne trillert eine Lerche.

Rote Seidendecken, weiche Pölster,
und darauf ein Antlitz, bleich vom Schlummer,
ganz umrahmt von Strähnen dunklen Haars.
Tief beschattet von den langen Wimpern
sind die weißen eng geschlossnen Lider
und es hebt und senkt der leise Atem
sanft die lieben, kindlich runden Brüste.
Leicht im Traume öffnen sich die Lippen
und ein Flüstern hör ich und ein Rufen
wie den Lockruf einer kleinen Wachtel
und im Traume schließt der Mund sich wieder.
Auf dem bunten Teppich vor dem Bette
fauern seidene Pantoffelchen,
klein und zierlich, purpurroter Farbe,
harrend, bis die schlanken, liliengleichen
Füßchen behend aus dem Bette springen.

Eine Biene summt, ein Vogel zwitschert.
Manchmal dringt herein der Duft der Beilchen
und der Wonnehaut der Apfelblüte
sanft von Säufselwinden hergetragen.
und die weißen Sonnenlichter hüpfen
blinkend, glitzernd, helle Silberperlen,
über Decken hin und weiße Pölster
auf die Wangen, die der Traum noch rötet,
während sacht die Apfelbäume rauschen.

Lemberg und seine Kunst und Kultur

Von Dr. Fr. Papé¹⁾

Lemberg (Lwów) ist an Bibliotheken reich versehen. Neben der Bibliothek des Ossolineums steht an erster Stelle die Universitäts-Bibliothek. Sie ist von Kaiser Josef II. im Jahre 1784 gegründet worden, und aus dem Geschenk der Garelli, der kaiserlichen Leibärzte, der Bibliothek der ehemaligen Jesuitenakademie und einigen Privatsammlungen entstanden. Heute zählt sie über 200 000 Bände und über 1000 Manuskripte. Außerdem befinden sich in Lemberg einige Privatbibliotheken, die Baworowski'sche, die Dzieduszyski'sche, die gegenwärtig mit dem Ossolineum vereinigte Pawlikowski'sche; die Bibliothek des ruthenischen Schewtschenko-Vereins, des Dom Narodny (Nationalhaus) und mehrere Leihbibliotheken.

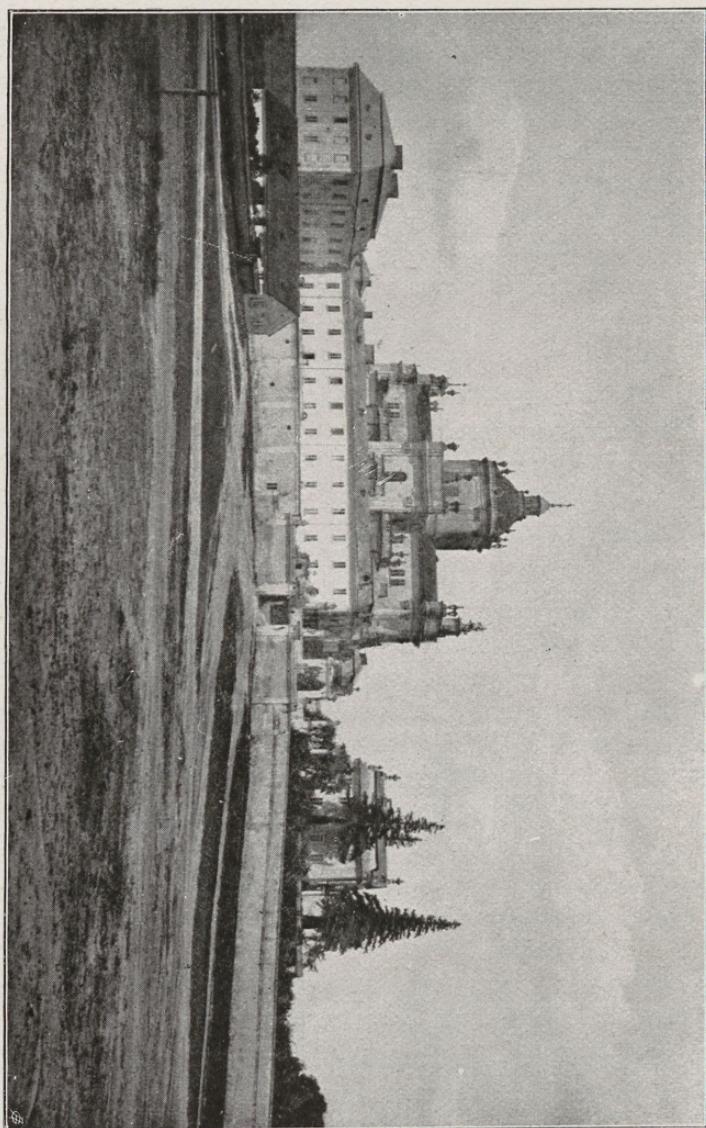
Lemberg besitzt auch eine Reihe von Museen und Bildergalerien, welche hinsichtlich der Zahl und des Inhalts ganz staatlich erscheinen (Lubomirski-Museum, historisches Nationalmuseum, ethnographisch-naturhistorisches Museum, die Sammlungen von Łoziński, Orzechowicz, Dabczanska, ukrainisches Nationalmuseum, Stauropigianisches und Schewtschenko-Museum). Außerdem besitzt Lemberg reiche Staats-, Stadt- und Privatarchive.

Auch die Kunst hatte in Lemberg Repräsentanten von europäischem Rang. Aus dem ältesten Zentrum unserer Kultur, aus dem Theater-Orchester war der Geiger Karl Lipinski hervorgegangen, der seinerzeit mit Paganini wetteifern konnte. Die Lemberger Oper gab Sänger von Weltruf (Żakrzewski, Myśkuga, Kochanska, Kruszelnicka, Bandrowski, Josef Mann, Korolewicz-Wanda). In musikalischem Betracht nimmt Lemberg eine der ersten Stellen in Polen ein. Hier wirkten berühmte Komponisten: Gall, Niewiadomski u. a. Lemberg hat einige Musik- und Opernschulen, wie auch Gesangvereine (Echo, Łutnia, Bard). An dominierender Stelle steht zweifelsohne das Musikkonservatorium. Dieses ist im Jahre 1880 aus der durch den St.-Cäcilien-Verein erhaltenen und im Jahre 1810 durch A. Mozart, den Sohn des berühmten Wolfgang Amadeus, gegründeten Musikschule hervorgegangen.

In letzter Zeit kamen auch die schönen Künste in Lemberg in Flor. Die erste Bilderausstellung hat 1847 im Ossolineum stattgefunden. Die Vorliebe für diese Künste fand unter den weiten Einwohnerschichten immer mehr Verbreitung, so daß 1868 der „Verein der Freunde der schönen Künste“ gegründet wurde, der bis heute fortdauert. Zweck des Vereins ist Erhaltung einer permanenten Bilderausstellung, wie auch Vorliebe für die Kunst zu verbreiten

¹⁾ Aus dem Buch „Historja miasta Lwowa“, mit Genehmigung des Verfassers.

und zu wecken. Die erste große Bilderausstellung war 1894 auf der Landesausstellung zu sehen. Seit dieser Zeit füllen sich alljährlich die Vereinssäle mit Bildern heimischer Künstler sowohl wie auch fremder. (Rybkowski, Rejchan, Pautsch, Sichulski, Batowski u. a. m.). Im



Sankt Georgskirche in Lemberg
Mit Genehmigung des Verlages Benjamin Hars, Berlin-Wien

Jahre 1905 wurde die städtische „Nationalgalerie“ gegründet, die mit vollem Recht neben anderen polnischen Galerien stehen darf. Es sind auch reiche Privatsammlungen in Lemberg zu finden. (Dzieduszycki, Pininski, Lukasiewicz). Zierde der Stadt ist das herrliche

„Raclawice-Panorama“, ein Werk Kossaks, Stykas, Rozwadowskis und Bollers. Die schönen Künste entwickeln sich in Lemberg zu voller Blüte. Lemberg hat auch einige Malerschulen. Schlechter bestellt ist es um die Skulptur, die durch wenige nicht besonders wertvolle Denkmäler vertreten ist.

Reger pulszt in unserer Stadt das literarische Leben. Verschiedene Vereine und Klubs (Kasyno, Kolo literarcko artystyczne, Zwiiazek naukowo-literarcki) beschäftigen sich lebhaft mit einschlägigen Fragen. Lemberg rechnet es sich als Ehre an, daß einige hervorragende Schriftsteller darin hausen (Konopnicka, Zapolska, Kasprowicz, Staff u. a.). Die Presse nimmt an dieser Bewegung lebhafte Anteil. Das erste Tagblatt war hier die französische „Gazette de Leopol“ (1776 bis 1787). Dann kam die amtliche „Lemberger Zeitung“ (1787) und „Gazeta Lwowska“ (1811), die bis auf den heutigen Tag existiert. Die erste unabhängige Zeitung war „Dziennik patriotycznych polityków“ (1792—1798). Aber die eigentliche Entwicklung des Journalismus beginnt mit der neuen Aera, mit dem Jahr 1848. Gegenwärtig erscheint in Lemberg eine nicht geringe Zahl von Zeitungen und Zeitschriften in verschiedenen Sprachen. Der Krieg hat aber auch auf diesem Gebiete schädigende Spuren hinterlassen, so daß das Zeitschriftenwesen jenes Niveau, auf dem es vor dem Kriege stand, nicht wieder erreichen konnte.

Grau in grau

Ein müder, grauer Regentag . . .
 Wünsche, die gestern den Himmel stürmten,
 fallen sterbend in sich zusammen . . .
 Die blauen Berge, die gestern das Auge beglückten,
 sind verschwunden.
 Der ferne Wald ist ein Schatten nur.
 Dicht über dem Wasser ziehen Nebelschwaden.
 Ungestümer Wind kräuselt die bleierne Flut
 zu tausend kleinen Wellen . . .
 Auf dem nahen Bahndamm
 steht wartend eine einsame Lokomotive.
 Leuchtend entströmt ihr weißer Dampf,
 um rasch eins zu werden
 mit dem wallenden Nebelmeer . . .
 Kein Mensch ist zu sehen.
 Entfernte, dumpfe Laute nur
 künden,
 daß ich nicht ganz einsam bin . . .
 in dem müden, grauen Regentag.

Krakau

Ein Besuch im polnischen Nürnberg

Von Dr. Leo Kozella

Polen besitzt nicht allzuviel Städte, mit denen es repräsentativ nach außen hin wirken könnte, in denen sich seine Geschichte spiegelt und der Charakter und die Lebensfähigkeit der Nation dem fremden Besucher sich manifestierte. Städte also, in denen die Ahnen des heutigen Geschlechts sich und ihre Taten verewigt, in denen sie die Beweise ihrer geistigen und künstlerischen Fähigkeiten aufgespeichert und den Grundstein zu künstiger Größe und Bedeutung gelegt hätten.

Städte dieser Art, die also nicht nur Wallfahrtsorte für die eigenen Landsleute bilden, sondern zugleich Anziehungspunkte für alle ethnologisch Interessierten, für Kenner und Genießer sind, gibt es in Polen nicht viel.

Warschau ist eine verhältnismäßig junge Stadt und noch nicht allzulange die Zentrale des politischen und kulturellen Lebens, so daß es eher als Gradmesser für die Anpassungsfähigkeit Polens an die westliche Kultur und als Brennpunkt aller modernen Triebkräfte in Frage kommt, denn als beredter Zeuge geschichtlich verbrieifter Daseinsberechtigung der Nation.

Lemberg ist das polnische Leipzig oder hat wenigstens die besten Absichten und Aussichten es zu werden. Also mehr Fremdenstadt im wirtschaftlichen als im kulturellen Sinne.

Lodz ist Industriestadt, mit aller proletarischen Dumpfheit solcher Orte und all ihrer kalten Modernität.

Erst Posen ist wieder ein Sammelpunkt historischer Dokumente.

Aehnlich steht es mit den anderen Städten. Ueberall liegen nationale Werte verstreut, ohne durch konzentrische Ballung zu europäischer Geltung und Wirkung gelangen zu können.

Diese Forderung erfüllt streng genommen einzig und allein Polens älteste und am westlichsten gelegene Stadt: Krakau.

Hier hat man in der Tat das Erlebnis einer wirklich alten Stadt, einer durch alle Höhepunkte europäischer Kultur geweihten Stätte, einer nach allen Richtungen hin ausstrahlenden Energiequelle. Hier erhält man eine uneingeschränkt eindrucksvolle Vorlesung über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der polnischen Nation, illustriert durch die besten Beispiele.

Krakau war bereits den römischen Geographen des zweiten Jahrhunderts nach Christi bekannt und soll angeblich Carrodunum geheißen haben, und im frühen Mittelalter sollen sogar die Araber hierher gekommen sein, da es damals anscheinend die gleiche wirtschaftliche

Brücke von Süden nach Norden spielte, wie Frankfurt a. M. im Westen, besonders im Hinblick auf das Schwarze Meer.

Selbst wer von der Geschichte Krakaus nicht allzuviel weiß, aber in der Lage ist, aus der architektonischen Physiognomie einer Stadt auf ihre historische Vergangenheit zu schließen, auf die kultu-



Arkadenhof der Jagiellonischen Bibliothek
mit dem Denkmal des Kopernikus

Mit Genehmigung des Verlages Benjamin Harz, Berlin-Wien

reelle und wirtschaftliche Rolle, die sie einst gespielt hat, der wird in dem Vielerlei der vorhandenen Stile, in dem Reichtum der zahlreichen Kirchen und dem künstlerisch-ästhetischen Niveau, das sich bereits in den Fassaden der alten bürgerlichen Häuser und öffentlichen Gebäude dokumentiert, den Beweis erbracht sehen, daß Krakau

eine ähnlich glänzende Epoche erlebt haben muß, wie einst Augsburg, Nürnberg, die Hansastädte oder Brügge.

Ihrer religiösen Grundtendenz entsprechend, nennen die Polen Krakau wegen seiner 42 Kirchen das polnische Rom. Und doch läge ein Vergleich mit Bologna oder Piacenza näher, wenn er auch nicht so populär-faszinierlich, klangvoll wäre.

Immerhin können richtige Vergleiche zu einer schnelleren Analyse führen. Und da liegt der Vergleich mit Augsburg oder Nürnberg schon bedeutend näher.

Im Hinblick auf seine vielen und oft außergewöhnlich reich ausgestatteten Kirchen ist Krakau ein polnisches Rom, jedoch mehr quantitativ, denn qualitativ. Umgekehrt aber, mehr qualitativ denn quantitativ ist Krakau ein polnisches Nürnberg, obwohl auch hier der Vergleich wie eben alle Vergleiche ein wenig hinkt. Denn die Wucht, mit der das Neuartige und Reizvolle auf den, der Nürnberg zum ersten Male besucht, einstürmt, fehlt in Krakau. Es fehlt auch die in Nürnberg so erschütternd wirkende Geschlossenheit dieses in die Neuzeit geretteten mittelalterlichen Städtedenkmales und sein harmonisch abgestimmter äußerer Eindruck.

Aber immerhin: Krakau bietet alle Reize einer alten und einst reichen Stadt. Und ebenso wie Nürnberg blickt es auf ein wechselvolles Schicksal zurück, das für das geschulte Auge bereits aus dem Äußersten der Bauweise ersichtlich ist. Wie Nürnberg erlebte Krakau seine Blütezeit im 16. Jahrhundert. Während aber Nürnberg schon unter den ersten Rückwirkungen der Auffindung des Seeweges nach Indien, der Entdeckung Amerikas und der damit zusammenhängenden Verlagerung der Handelswege und -plätze zu leiden hatte, war Krakau wegen seiner noch kontinentaleren Lage günstiger gestellt und hätte die Periode seines Wohlstandes sicherlich noch ausdehnen können, wenn es nicht König Sigmund III. eingefallen wäre, die Residenz nach dem zentraler gelegenen Warschau zu verlegen (1609.) Der Dreißigjährige Krieg gab dieser wohlhabenden Stadt vollends den Rest. Von 100 000 sank die Einwohnerzahl auf 10 000 und später noch tiefer. Krakau verfiel in den Dornröschenschlaf, der auch das Schicksal so vieler anderer Städte geworden war. Aus ihm erwachte es erst, als es durch die Laune des Wiener Kongresses Mittelpunkt eines der vielen Willkürschöpfungen wurde, die sogenannte „Freie, Unabhängige und streng Neutrale Stadt Krakau mit Umgebung“; als solche bestand sie bis 1846 und wurde dann als „Fürstentum Krakau“ nach dem erfolglosen Galizischen Aufstand dem habsburgischen Reich zugeteilt. Aber erst 1867 begann mit der Einführung der Konstitution der eigentliche wirtschaftliche Auf-

schwung, der nun mit dem Widererstehen der politischen Selbständigkeit der Nation in eine neue Phase getreten ist.

Wie in Nürnberg, spielten sich also auch hier eine Zeitlang die wichtigsten dynastischen und politischen Ereignisse ab, die eine repräsentative Ausgestaltung des Außenreinen geradezu herausforderten. Waren es aber in Nürnberg mehr die wohlhabenden Bürger, die der künstlerisch-architektonischen Entwicklung der Stadt die Wege bahnten und vorschrieben, so verdankt Krakau die bedeutendsten Bauwerke den Königen, insbesondere der Initiative eines Sigmund des Alten, Sigmund August und Stefan Batory im 16. Jahrhundert und vorher schon Kasimir dem Großen, der das Schloß und die Tuchhallen erbaute und etliche Kirchen begann. Kasimir der Große ist auch als Beschützer der Juden bekannt. Nach ihm wurde auch jener Stadtteil benannt, in dem er den Juden zu wohnen gestattete.

Wie in Nürnberg ist der erste Eindruck, den man von der Altstadt erhält, ein Tor mit einem malerischen Wehrgang, der hier allerdings nur noch fragmentarisch vorhanden ist, während er dort durch seine Unversehrtheit und imposante Größe zu einem Erlebnis ersten Ranges wird. Wie dort, folgt auch hier eine Geschäftsstraße mit alten Häusern, engen Seitengassen und romantischen Höfen. Und wie dort, stößt man auch hier auf eine Mauthalle, hier Tuchhalle (Sukiennice) genannt, und nicht gotisch, sondern ein Renaissancebau, aber ebenso stilecht und bewunderungswürdig. Und gleich gegenüber das Gegenstück zu St. Lorenz: die herrliche Marienkirche mit ihrem barocken Turmaufsaß. Der Vergleich mit Nürnberg liegt wahrlich nahe, birgt doch Krakau Meisterwerke Nürnberger Künstler: Veit Stoß, Adam Fischer und Michael Bayer.

Und draußen im Ghetto das Pendant zu St. Sebald: die Katharinenkirche. Stimmt bei St. Lorenz und der Marienkirche der Vergleich aufs Haar, weil jene beiden Rivalinnen innen und außen gleich bewundernswert schön wie reich ausgestattet sind, so überragt die Katharinenkirche St. Sebald in ihren edlen Maßen und der klaren faszinierenden Struktur, wird aber durch St. Sebald hinsichtlich der im Inneren aufgespeicherten Werte übertroffen. Dort eine Burg, hier ein Schloß, das jetzt erst in mühevoller Arbeit in seinen ursprünglichen Zustand zurückgebracht wird, und ein Wunderwerk der profanen Baukunst zu werden verspricht. Unten liegt die turmreiche Stadt, liebend umschlungen von der oft sehr launischen Weichsel. Und an der Peripherie Groß-Krakaus jene zwei künstlich aufgeschichteten Hügel des angeblichen Begründers der Stadt, eines Fürsten Krakus, und des Nationalhelden Kościuszko: Ziele unaufhörlicher nationaler Pilgerfahrten.

Neben dem Schloß aber besitzt Krakau auf dieser Burghöhe einen Schatz, den Nürnberg nicht aufzuweisen hat: den Dom, die Krönungs-

stätte der polnischen Könige, die Begräbnisstätte seiner Monarchen, Helden und berühmten Männer, und der Sammelpunkt historischer Erinnerungen und künstlerischer Werte. Mit dem Schloß zu einem gigantischen, großartigen Bau verwachsen, bildet dieser Komplex eine wirklich einzigartige und überraschende Einheit und wird zu einem Finale, wie es in Mitteleuropa kaum berauschtender gedacht werden kann.

Wenn die Sonne um diese Türme und Türmchen, zinnernen, kupfernen und goldenen Kuppeln, Erker und Loggien spielt, wenn sie verstohlen in das Innere der geweihten Stätte mit ihrem Vielerlei an Stilen und internationalen Meisterwerken bricht, dann fühlt man erst so recht, daß man sich an einem Punkt der Erde befindet, wo sich menschlicher Geist und Schönheitswille ein ewiges Denkmal setzte.

Bereichert um ein unvergängliches Erlebnis, das anscheinend auch Licht in den wirren Fragenkomplex vom Sinn des Lebens brachte, wird unten im Getriebe der Stadt keine Dissonanz mehr störend wirken können. Weder die eine Sondereinstellung erforderten Eindrücke im Ghetto, noch die stark östlich gefärbten Bilder, die sich zwischen das historische und das moderne Krakau einschieben. Noch ist hier manches, was schon die lebende Generation als unzulänglich empfindet und die kommende wohl nicht mehr antreffen wird. Aber man muß bedenken, daß Krakau noch nicht lange Gelegenheit hat, an der Verfeinerung seiner physiognomischen Züge zu arbeiten, und in dieser Arbeit durch den Weltkrieg unerbittlich unterbrochen wurde, wo es durch Evakuierung, Besatzung und die furchtbare Nähe des Kriegsschauplatzes vor allem wirtschaftlich sehr zu leiden hatte. Voraussetzungen für eine günstige Fortentwicklung sind vorhanden. Man braucht nur an einem Nachmittag durch die Planty zu spazieren, einem Anlagengürtel, wie ihn in dieser Geschlossenheit und Großzügigkeit kaum eine andere Stadt aufzuweisen hat. Es wirkt fast wie ein Symbol, daß sich der stärkste Verkehr in den Planty vom Bahnhof bis zur Universität abspielt, jener Stätte, die bereits im Mittelalter eine geradezu europäische Anziehungskraft besaß und heut wiederum einen erstklassigen Ruf besitzt. Zusammen mit der Akademie der Wissenschaften, der Akademie der schönen Künste und anderen wichtigen Bildungsstätten, bildet die Universität den zweiten geistigen Mittelpunkt, um den das kulturelle Leben kreist. Eine gar nicht so unwesentliche Rolle spielt hierbei die Nähe der Karpaten und der dort herrlich gelegenen bekanntesten Sommerfrische Zakopane.

Jedenfalls kann Krakau auch den verwöhnten Europäer als Sammelplatz historischer Denkwürdigkeiten und künstlerischer Werte

befriedigen. Und wenn seine Theater heut auch noch stark im Provinziellen stecken und die Vergnügungsstätten und Kaffees auch noch manches zu wünschen übrig lassen, es dürfte nicht allzulange dauern, bis auch diese Dissonanzen in der sonst an Harmonien reichen Stadt verschwunden sind.

Die Entstehung Lembergs¹⁾

Von Dr. Fr. Papé

Auszug

Auf dem Gebiet unserer Wasserscheide war festwohnende Bevölkerung später erschienen. Sie war Mittlerin zwischen der Bevölkerung am Dnjepr und derjenigen am Bug. Eine besonders hervorragende Stelle nahm hier die Siedlung Dzwinoigród ein (nordöstlich von Bobrka), die schon in alt-slawischer Zeit Burgvogteien besaß und in ruthenischen Chroniken sogar als kleines selbständiges Fürstentum häufig erwähnt wird. Dieses Dzwinoigród war der Vorläufer Lembergs.

Was jedoch Lemberg selbst betrifft, vermögen weder Historie noch Archäologie irgendwelche Spuren einer festen Siedlung an der Quelle des Pustew bis in die Hälfte des 13. Jahrhunderts anzugeben. Weder historische noch natürliche Siedlungsbedingungen waren hier vorhanden. Aber die historischen Bedingungen wechseln und sind oftmals stärker als die angeborenen. Zwar vermögen sie nicht die Natur umzuändern, vermögen aber wohl eine derartige Umtwälzung herbeizuführen, daß das ehemals Unbequeme später erträglich und erwünscht wird. Eine ähnliche Umtwälzung hatte sich in unserer Gegend in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts vollzogen — und da hatte Lembergs Stunde geschlagen.

Es war der Einfall der Tataren. Tief aus Asien, diesem seit Urzeit unerschöpflichen Völkergewimmel, kamen unüberschbare Horden herbeigeschlüpft — ein wahres Unglück für das östliche Europa. Die Tataren waren nämlich ein durchaus wildes Volk. Sie wohnten auf ihren Pferden, nährten sich von Pferdesteif und — Milch, und zu Pferde nur trieben sie ihr Handwerk: Raub. Abstoßend war der Anblick eines solchen Tataren mit schiefen Augen, knochigem Gesicht, in zottigem Schafspelz, mit Bogen und krummem Schwert und Fesseln für Gefangene am Sattel. Wehe dem Boden, den die Tatarenhorde betreten; was der Tatar nicht mitzunehmen oder in die Sklaverei zu verfressen vermochte, das brannte er nieder oder schlachtete ohne Erbarmen. Daher das Sprichwort, daß kein Gras mehr wachse, wo der Fuß eines Tatarenpferdes stand. Mit wahrer Erschütterung ließ man die Worte des ruthenischen Chronisten, daß „die Lebenden den Toten die Ruhe neideten“....

¹⁾ Mit Genehmigung des Autors aus dessen Buch „Historja miasta Lwowa“ übersetzt.

Gedichte

Von Hermann Sternbach

Galizien

Auf der Flucht in Teplich-Schönau 1915

Ich hörte heute eine Alm sel rufen —
Das hörte sich so süß, wie wenn die Heimat,
wie wenn die Mutter mich nach Hause riefe.

Ich hörte heute eine Alm sel rufen —;
sie hat mein Herz betört, daß ich, o ferne Heimat,
von Frühlingsblüten schauern dich umschmeichelt wähnte.

Heut wenn des Frühlings Weckruf durch die Lande
geht mahnend, daß sie festlich sich gewandten:
weint meine Seele, wenn ich deiner denke
und deiner Kinder, die das Los gewürfelt
in Nacht und Not, auf daß sie heimlos werden;
und deiner Auen, die im Blute dampfen;
und deiner Berge, die, zeitlose Runen
am Himmel, allen Seiten deine Weishe künden.

Wie herzlos, seelenlos hat deine Seele
man oft begeistert und gehaftet es nimmer,
daß einst in dich ein Meer von Jammer sickert;
daß einer Sibirrenbrut entmenschen Wüten
du deinen Leib entgegenstemmt als Wehrwall,
dran du verbluten sollst und Allen feuer werden.

Ich hörte heute eine Alm sel rufen;
das klang so süß; ich ward betört und wähnte,
daß mich die Heimat, mich die Mutter riefe,
des Frühlings stillen Raunen nachzulauschen,
wie es des Abends steigt von unseren Bergen
und an die Täler röhrt mit zarten Fingern.

In den Karpathen

Über den Bergen ziehn Wolken daher —;
jede Wolke ist bleiern und schwer:
eine Gespenstermär.

Die Wälder rücken aneinand:
eine schwarze Wand.

Der Tag, der erst viel Licht und Lieder trank,
ist ohne Laut und ohne Sang.
Schauer betten sich hängelang
und werfen schwarze Schleier aus
über Tag und Haus.

Formelpflege und Dichtung der deutschen Siedler Kleinpolens¹⁾

Von Jakob Rollauer

Die deutschen Siedler Galiziens, jetzt Kleinpolens, haben außer der Mundart einen reichen Schatz an Bräuchen, Liedern, Sagen, Sprüchen und Tänzen bewahrt, die der Czernowitzer, jetzt Grazer Geschichtsforscher R. F. Kaindl in seiner dreibändigen „Geschichte der Karpathendeutschen“ als erster zum Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchung machte. Kaindl gebührt das Verdienst, eine ausführliche Vorarbeit zur Feststellung der in den galizischen und buchenländischen Siedlungen gesungenen Volkslieder geleistet zu haben. (Vergl. auch Kaindls gehaltreichen Beitrag über Galizien in Nagl-Zeidler-Castles „Deutschösterreichische Literaturgeschichte“, Band II, Wien, Fromme, und sein Büchlein „Die Deutschen in Galizien und in der Bukowina“, Frankfurt a. M., Heinrich Keller, 1916, 172 S.).

Im Jahre 1924 gab Friedrich Rech-Stanislau unter Mitwirkung von Otto Kantor 44 „Heimatlieder“ aus den deutschen Siedlungen Galiziens mit Noten heraus (Musikverlag „Fortuna“ in Biala bei Bielitz, 56 S.), und hielt sich beim Vornehmen dieser Sammlung an den Grundsatz, zunächst alles aufzuzeichnen, was tatsächlich vom Volke gesungen wird. Mit dem deutschen Volkslied und der Erforschung von Volkstänzen beschäftigt sich unter Versuch kritischer Methoden Lehrer Josef Lanz-Neudorf, Kleinpolen. („Das Volkslied bei den Karpathenschwäben“ im 27. Jahrgang, Heft 7, der Zeitschrift „Das deutsche Volkslied“, Wien; „Volkstanz“ im Juliheft 1926 der Zeitschrift „Die Heimat“, Bielitz). Rechs „Heimatlieder“ wurden u. a. im „Ostdeutschen Volksblatt“, Lemberg Z. 32 und 36, 1924, besprochen.

Außer dem Volkslied besitzen die Siedler aber auch noch eine große Menge formelhafter Wendungen, die bei verschiedenen Anlässen immer wieder gesprochen werden und sicherlich noch mitgebrachtes Erbgut aus der alten Heimat sind. Ein Bruchteil sei hier besprochen.

Wenn in protestantischen Siedlungen die Mutter-Gottes-Feiertage oder der Tag eines Heiligen in Volksprüchen genannt werden, beweist dies, wie sehr das Volk an solchen Redeweisen hängt:

Zu Bartholomä
wer Horn hat, der sä,
wer Hafer hat, der rech,
wer Eepfel hat, der brech,
und wer das Grummet will hören krachen,
der soll es zu Bartholomä machen.

¹⁾ Dieser Beitrag musste leider wegen Raumangels stark gekürzt werden.

Das Frühaufstehen im Frühling wird durch Verspottung der Langschläfer angepriesen. Wer mit seinem Vieh, Kühen oder Pferden als letzter auf die Weide kommt, wird mit einem Papierhelm, an dem allerhand bunte Streifen kleben, gekrönt, seine Kuh mit einem Kranz von Brennesseln geschmückt und muß unter Gejohl und Spottversen durchs Dorf ziehen. Ist der Verspätete ein Pferdehirt, muß er auf seinem geschmückten Gaul an der Spitze aller seiner Genossen durchs Dorf reiten.

Auch geht die Jugend am Pfingstsonntag von Haus zu Haus, um säumigen Altersgenossen, die noch das Bett hüten, Brennesseln auf die Tuchent zu legen oder die Schläfer unter dem Zuruf „Pingshtelämmel“, „Neschquaack“ mit einem Strohseil zu binden. Ferner werden Tanzunterhaltungen vor Pfingsten fleißig zum Küssen ausgenutzt und Mädchen, die sich sträuben, in der Weise bestraft, daß ihnen von den Burschen am Samstag in der Nacht vor Pfingsten Pfade von Häksel vor das Haus gestreut werden, die sie dann unter allgemeinem Gelächter wegkehren müssen. Stehen sie aber sehr früh auf, können sie die Pfade noch rechtzeitig beseitigen und der Verspottung entgehen.

In einem Weihnachtsspiel, das im Winter 1894 Burschen aus Kaltwasser, Bezirk Lemberg, in Schönthal vortrugen, hörte ich folgenden Zuruf an die Hirten:

Steh auf, du fauler Schäfer,
du Siebenuhrenschläfer,
du schläßt ja, bis der Tag erwacht
und die Hahnen krähn!

Das Frühaufstehen wird also bei verschiedenen Gelegenheiten ges häktzt. Geht der Vater in den Wald oder über Land, so verteilt er bei der Rückkehr das nicht verzehrte trockene Brot, das er sich mitgenommen hatte, mit den Worten: „Da habt ihr Hasebrot.“ Die Kinder reißen sich darum, nachdem das Brot eine so merkwürdige Benennung erhalten hat. Bringt man den Kindern Weißbrot aus der Stadt mit, sagt man: „Da habt ihr Völches Brot.“

Fügt sich ein Kind geringfügigen Schaden zu, spricht man, um es zu beruhigen, die travestierte Brauchformel:

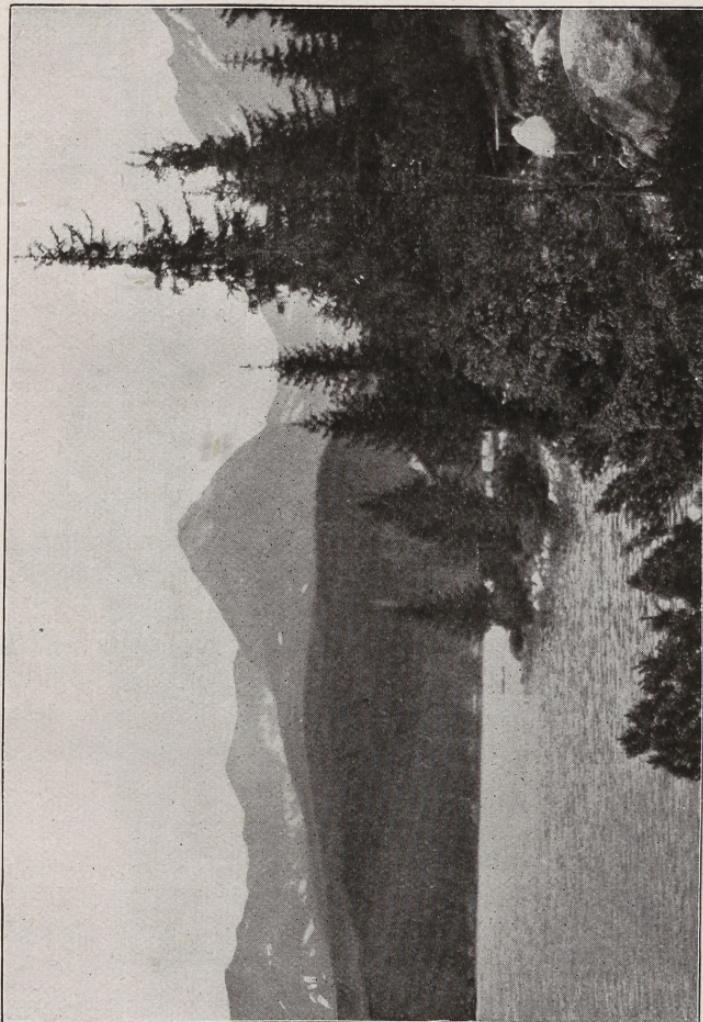
Heele, heele, Kagedreck,
bis morje früh is alles weg.

Beim Pfeifchenmachen im Frühjahr:

Mutter, geb'n' mer e Nodel.
— Was tuschte mit der Nodel?
Säckelche nähe.
— Was tuschte mit'm Säckelche?
Steencher rasse.

— Was tuschte mit'm Steenche?
 Völche schmeiße.
 — Was tuschte mit'm Völche?
 Brode,
 daß mei Peif soll gut, gut, gu=u=u=t gerode.

Der Winter mit seinen langen Abenden versammelt Frauen und Mädchen in der Spinnstube, wo sich auch Männer und Burschen ein-



Landschaftsbild „Höhe Satra“
 mit Genehmigung des Verlages Lüft & von Bressendorf, Leipzig

finden können. Nicht allein alte Frauen pflegen die überlieferte Arbeit, auch die Jugend hat noch nicht überall den schönen Brauch und den Dauerwert selbsterzeugter Waren vergessen, die durch Häspeln, Spinnen und Stricken gewonnen werden können. Und da diese Arbeit mechanisch vor sich geht, ist Muße zum Erzählen. So ist außer der Hutweide, der Nachtwache bei Verstorbenen, vor allem die

Spinnstube die Mutter der Epik. Herr Alfred Karasek-Biala, Kleinpolen, hat durch Vermittlung des „Östdeutschen Volksblattes“ in Lemberg wie auch durch eigene Sammelerarbeit an Ort und Stelle in den deutschen Siedlungen Galiziens das Fortbestehen eines Schatzes von etwa tausend Sagen und Märchen ermittelt (Alfred Karasek: „Sage und Volkstum“, Deutsche Blätter in Polen, Märzheft 1926, Posen; derselbe: „Grundfältliches zur Sagensammlung der Karpathendeutschen“, Östdeutsches Volksblatt, Lemberg 1926, Folge 21/22; „Deutsche Sagen aus Ostgalizien“, Das Junge Volk, siebenter Jahrgang, Juni 1926, Plauen i. V., Folge 9).

Was wir bisher mitteilen konnten, waren Verse und Formeln, die ständig gesprochen werden und nur der passenden Gelegenheit harren, wann sie anzuwenden sind.

Eine gesonderte Gruppe bilden Heil- und Brauchsprüche. So wird die Heilkraft der Natur im Frühling angerufen, indem man Kinder ohne Kopfbedeckung in den Regen stellt:

Re(g)ne, re'ne Troppe,
fall mer uf mei Koppe,
fall mer uf mei Achse,
daß ich größer wachse!

Das Brauchen, d. i. die Heilung von einer Krankheit durch die Macht des gesprochenen Wortes, wird meist von Frauen geübt, doch gibt es auch Männer, die des Brauchens kundig sind. Die Sprüche werden geheimgehalten, weshalb sie mit dem Tode der Kundigen leicht in Vergessenheit geraten. Das Brauchen ist nach Annahme des Volksglaubens nur bei Menschen wirksam, die an die Heilkraft des Spruches im Ernst glauben. Auch wird nur vor Sonnenaufgang an einsamer unbelauschter Stelle gebraucht.

Es geschah an einem Freitag,
daß Gott der Herr wollte ausreiten.
Er reitet wohl über ein weites Feld,
er hat weder Stecken noch Geld,
er hat nichts als seine fünf Wunden.
Behüt uns Gott vor Wölfen und Hunden.
Er gab St. Petrus den Schlüssel
und schließt dem Wolf und Hund den Rüssel.

Bei der Länge mancher Brauchsprüche, bei der Seltenheit ihrer Anwendung ist nicht zu verwundern, daß diese Sprüche auf Zetteln aufgeschrieben aufbewahrt werden. Herr Direktor Ferdinand Schmalenberg-Stanislau teilte mir seine nach schriftlichen Aufzeichnungen gemachte Sammlung mit, die 51 Brauchsprüche und 13 Heilvorschriften gegen allerhand Krankheiten enthält. Herr Jakob

Seiler - Schönthal teilte mit, daß in Schönthal sich seinerzeit bei einem der Siedler ein ganzes Büchlein mit Brauchsprüchen befand. Durch gefällige Vermittlung Dr. Ludwig Schneiders-Lemberg konnte ich Einblick in ein geschriebenes Büchlein aus Weinbergen bei Lemberg tun, das eine ganze Reihe verschiedener Geheimmittel enthält. In Weinbergen besitzt man aber auch ein gedrucktes Büchlein, „Die Wunder der Sympathie“ von dem bekannten Zwölfsteltypus Scheibelscher Ausgaben, so daß wir vor einem Kreislauf stehen: vom Volk



Trachtenbild „Hohe Tatra“
Mit Genehmigung
des Verlages List & von Bressendorf, Leipzig

zum Buch und vom Buch zurück zum Volk. In letzterem Fall schleicht dann auch viel mittelalterlicher Krimskram aus Zaubererstuben ein, z. B. wenn der Bauer, um die Diebe zu entdecken, an die Tür- oder Fensterschwelle, die der Dieb überschritten hat, folgende Worte schreiben soll: Hanuch △ Saba △ Mumis △ Beda △ Olas △ Schowach △ u. dgl.

In Abschrift werden auch literarische Erzeugnisse aufbewahrt und überdauern, in Kommode oder Kleidertruhe versteckt, ganze Geschlechter. So „Das französische Vaterunser“, das sich in Weinbergen bei H. R. Wolf bis auf uns erhalten hat, desgleichen das bayrische,

180 Verse umfassende, reimpaarige Spottgedicht „Der evangelische Bauernjung in der katholischen Kirche“. Das „Französische Vater-unser“ umfaßt die Anrede und die sieben Bitten. Dies der Anfang:

Tritt der Franzöſ' ins Haus herein,
spricht er gleich mit falschem Schein: V a t e r

Das, was du gesammelt hast,
mit großer Müh und harter Last, ist u n s e r ,

Der Bauer denkt mit seinem Knecht,
du Schelm, du kommst mir eben recht, d e r d u b i s t

wir armen Bauern leiden Not
und klagen es dem Lieben Gott i m H i m m e l

Der Schluß lautet:

Beschütz uns, Herr, vor dieser Pein,
und lass' uns bald erlöset sein v o n d e m U e b e l

O Herr! Verleihe uns Fried und Ruh
und führ das Volk dem Teufel zu. A m e n .

Doch sind die Siedler nicht dabei geblieben, Ueberliesertes zu bewahren. Der Volkswitz hat manche neuen Verse geschaffen, die sich eben so weit verbreiteten wie die althergebrachten. Da z. B. in der Siedlung Lindenfeld der langsame Schleifertanz gepflegt wird, erregte das die Spottlust von Tänzern, die raschere Takte vorzogen. So entstand das Liedchen, das seinen Erzeuger eine tüchtige Tracht Prügel gekostet haben soll:

Bin ich ach ke krummer Hund,
bin ich doch e steifer,
loss' ich mer uffspiele
e Luwianer Schleifer.

Bis heute heißt denn auch in vielen Siedlungen der Schleifer „e Luwianer“ (Lindenfelder).

Im Völkergemisch entstand die weitverbreitete Strophe:

Kann net polisch, kann net deitsch,
kummt der Vatter mit der Peitsch
un die Motter hinedrin
schlat mer alle Rippe in.

Es gibt auch örtlich ganz beschränkte Prägungen. So in Schönthal auf einen Vorort:

In Połanki auf dem Sande,
wo man Steine graben tut,
wohnt der Moschko und die Brandel
un dazu e krummer Jud'.

Auf einen anderen Vorort, den der Volkswitz Gotschkimek nennt, dichtete in den neunziger Jahren ein Schönthaler Spaßvogel ein längeres Gedicht, in dem die einzelnen Häusler ihrem Beruf nach verspottet werden. Der Anfang lautet:

Gotschkimek ist eine schöne Stadt,
die lauter schöne Häuser hat.
Hoch dort oben auf der Höh,
wohnt der Jaroch wie ich seh.

Der Karl Kunz is Professor,
der Reichel hält die Sau am Ohr.
Er reitet durch das Dorf Schönthal,
ihr Leut, laßt raus die Säue all!

Von diesem alten Sprach- und Kulturgut besitzen die Siedler keineswegs die hohe Meinung, die es verdient. Erst mit den geprüften Lehrkräften an den Volksschulen drang auch etwas literarische Kultur ein. Waren die Auswanderer in ihrer Heimat doch leib-eigen und erhielten die Freibriefe nur für den Fall ständigen Aufenthaltes im „Kaiserlichen Polen“. In den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts bildeten die Volksschullehrer des Josefower Pfarrsprengels eine Lesegemeinschaft, die sich sämtliche Klassiker in vollständigen Ausgaben verschaffte. Bei geselligen Zusammenkünften wurden — z. B. im Hause meines Großvaters J. V. Schad in Romanówka — bei Klavier- und Geigenklängen die Weisen von Strauß und Lanner gespielt und wer nach Lemberg kam, besuchte das Lemberger deutsche Theater, dessen Spielplan im großen und ganzen ein Nachhall der Wiener Bühnen war.

In den neunziger Jahren versuchte Lehrer G. Penkala in Romanówka und später in Theodorshof eine gewisse literarische Tätigkeit in Angriff zu nehmen. Er gab ein achtseitiges Blättchen in Achtelform, „Evangelischer Volksbote“, heraus, das allerdings nach einer gefälligen Mitteilung von Herrn Oberlehrer Karl Küchner-Lemberg nicht über 6—7 Folgen hinauskam. Ueberdies verzeichnet Esterreichers Bibliographie folgendes: Georg Penkala: „Halte, was du hast, daß niemand deine Krone nehme“, Offenbarung 6, 11, über die Stellung und Bedeutung der evangelischen Privatschule in Galizien, Selbstverlag des Verfassers, Druck von K. Prohaska, Teschen, 1891, 8°, 3 S.; derselbe: „Lehrers Traumbüchlein“, „neue wahrhaftige Geschichte, gedeutet vom Standpunkte der neuesten pädagogischen Kabbala und zur geeigneten Benützung den verehrten Kollegen freundlichst dargeboten von . . . , Lehrer in Theodorshof, Post Turynka in Galizien, Selbstverlag des Verfassers, Druck von A. Mädler, Biala, 1895, kl. 8°, 61 S.; derselbe: „Ueber die Stellung und Bedeutung der evangelischen Privatschule in Galizien“, Romanówka bei Stojanow, Selbstverlag, Druck von K. Prohaska in

Teschen, 1892, 13 S.; derselbe: „Versuch einer gottesdienstlichen Festrede zum Geburtsfeste Sr. Majestät des Kaisers“, 18. August 1892, Biala, Druck von Mädler, 8°, 8 S.

Im Jahre 1903 gründete Pfarrer Dr. Theodor Zöckler (geb. 5. März 1867 in Greifswald) das „Evangelische Gemeindeblatt“ und erkannte sehr bald die Erzählung als wirksames Mittel zur Hebung der Bekennerfreude deutscher Protestanten in der Zerstreuung. In den 23 Jahrgängen des „Evangelischen Gemeindeblatts“ sind sämtliche Erzählungen ohne Angabe des Verfassers von Zöckler. Die in ihnen auftretenden Personen sind teils Pfarrer, Lehrer, Landleute aus den Siedlungen, teils Gestalten aus der Zerstreuung, vereinzelt wohnende Beamte, Handwerker, Bahnbedienstete, Soldaten, Dienstmädchen, Kellner in kleinen galizischen Landstädtchen, ruthenischen Dörfern oder Gewerbestätten der Karpaten. In Zöcklers Geschichten treten auch edle Katholiken, überaus sympathische Gestalten aus dem polnischen und ukrainischen Volk, ebenso wie fromme Juden gelegentlich auf. Großes Gewicht legt Zöckler in seinen Erzählungen auf das Gebet und ein inniges Verhältnis zur Bibel, wie es vielfach bei dem älteren, in patriarchalischer Frömmigkeit aufgewachsenen Teil der Siedler noch zu finden ist. Hierin sieht der Verfasser die Quellen der Erhaltung und Erneuerung.

Wenngleich Zöcklers Erzählungen keinen Anspruch auf literarischen Hochwert erheben können, dazu sind sie stilistisch oft zu nüchtern und lassen in der Anlage die Absicht des Verfassers allzu leicht durchblicken, verdienen sie doch ihrer Beliebtheit wegen — viele wurden selbst von reichsdeutschen Blättern und Kalendern abgedruckt — und wegen des gesunden sittlichen Gehaltes ernste Beachtung. Auch wegen des reichen Stoffes von Lebensbildern mit getreulich wahren und packenden Einzelheiten.

Die erste Geschichte war „Der krumme Hankerschan“ (1904). Bis 1908 erschienen im Gemeindeblatt noch 19 weitere Erzählungen. Jedoch ist auch in sämtlichen Jahrgängen nach 1918 fast in jeder Folge eine Geschichte oder deren Fortsetzung zu finden. Diesem vielbeschäftigt Mann stellen sich zeitweise Gedanken in gebundener Form ein, die weit über die engen Grenzen des Alltages hinausgehen. Eine Probe aus dem Oktober 1918 möge beweisen, daß der Verfasser mit sittlichem Ernst auch eine sehr gelungene Ausdrucksform zu vereinen versteht. Diese drei kleinen Strophen gehören zu den schönsten Erzeugnissen religiöser Lyrik:

Sei still

Und geht es auch auf anderm Wege,
als du gedacht in deinem Sinn —
Sei still! Auch durch die harten Schläge
führt's Gott zum guten Ende hin.

Und gingen dir die wilden Wogen
auch bis zur Brust und höher jetzt —
Sei still! Der niemals dich betrogen,
hat ihnen vorlängst Ziel gesetzt.

Nur bleib in siegendem Vertrauen,
daß er es stets am besten meint — —
Er ist auch jetzt am großen Bauen,
auch wo Er zu zerstören scheint! —

Im Jahre 1907 wurde in Przemyśl von drei deutschen Katholiken Josef Schmidt, Paul Neubeck und Josef Pernhofer, Edler von Bärenkron, der „Bund der christlichen Deutschen in Galizien“ und das „Deutsche Volksblatt für Galizien“ gegründet. Auch eine „Deutsche Lesehalle“ entstand, durch die guter Lesestoff in die breitesten Kreise der Deutschen Galiziens drang, indem in zahlreichen Siedlungen Lesekreise gebildet wurden. Ebenso anregend wirkten die Theatervorstellungen der Liebhaberkreise in Lemberg auf die Jugend in den Provinzstädten und auf dem Lande. Heute sind selbst in kleinen Siedlungen Liebhabervorstellungen keine Seltenheit mehr, ju, die ehemalige Wanderlehrerin des „Bundes“, Frau Johanna Vellhorn, brachte am 17. März 1918 auf Anregung der damaligen Bundesleitung eine Liebhabertruppe aus der katholischen Siedlung Brukenthal nach Lemberg, wo sie ein von Frau Vellhorn verfaßtes Bühnenstückchen zur Aufführung brachten und durch den Vortrag volkstümlicher Scharlieder allgemein erfreute. Das Theater hatte auf seinem Programm „Die Bierfee“, ein Märchenstück in zwei Aufzügen von Grimm, für die Bühne bearbeitet von Johanna Vellhorn und das Lustspiel „Das Tagebuch“ von Ed. von Bauernfeld. 1909 gab Josef Schmidt einen Kalender des „Bundes“ heraus (die Jahrgänge 1909—1915 sind von Josef Schmidt, 1916 und 1917 von Josef Schmidt und Dr. Otto Wenzelides, 1918 von Wenzelides, Josef Fischer und Konrad, 1919 von Wenzelides und Konrad besorgt, 1920 ist im Unterhaltungsteil der getreue Abdruck von 1919).

Im „Deutschen Volksblatt für Galizien“ und dem „Kalender des Bundes der christlichen Deutschen in Galizien“ kamen auch neben zahlreichen Auswärtigen die Gedern von einheimischen Schreiblustigen zur Geltung. Ein Großteil der Schreibenden wurde von Frau Johanna Vellhorn in Heft 3 der „Deutschen Blätter in Polen“, September 1924, unter Heimatpoesie ausgewiesen. In dieser Beprechung führte Frau Vellhorn (geb. 30. Januar 1881 in Baden bei Wien) außer zahlreichen Proben ihrer eigenen Lyrik eine beträchtliche Zahl dichterischer Versuche von Deutschen aus Kleinpolen an. Wer die genannten Jahrgänge durchblättert, wird auch noch anderes finden, als die Auswahl von Frau Vellhorn bietet. In den Gedichten erklingt hier und da ein schlichter Ton, der sich mit wenig Kunst selber vorträgt.

Die Neuheit einer Vereinsgründung wie der „Bund“, der zum ersten Male alle deutschen Siedler des Landes in einem öffentlichen Verein zur Hebung der Geisteskultur zusammenfassen soll, wird von Jakob Kopf-Brigidau mit folgenden anspruchslosen und doch zu Herzen gehenden Worten begrüßt:

Deutsches Herz, schla' in Freed
un hör jez nimme uf!
Alles, was jez is gesät,
wann's ach uner Dorne steht,
geht doch langsam uf!

Ebenso anheimelnd ist das Gedicht von Jaki-Makowa, von dem wir die erste und letzte Strophe bringen:

Der Schwowesohn

Ich bin e deutscher Schwowesohn
das tut mich doch recht freue!
Un tra' ich ach kee Kaiserkrön
tuts mich doch net gereue,
daß ich e deutscher Bauer bin
mit deutschem Blut un deutschem Sinn!

Drum bin ich stolz un freu mich sehr,
e deutscher Schwob zu heiße,
denn schöneres gehts jo nimmermehr
als deutsche Art und Weise.
Drum freue jeder sich darob,
der sich bekennet als echter Schwob.

Humoristische Erzählungen und Schwänke schrieben auch Friedrich Rech (anfangs unter dem Decknamen Fridolin), Lehrer Johann Baron-Lipnick, Konrad („Unter dem Apfelbaum“ und „Brandersch Kaschper“ im „Östdeutschen Volksblatt“ 1922, das an Stelle des „Deutschen Volksblattes für Galizien“ erscheint) u. a. Der rührigste ist wohl Friedrich Rech, Sekretär der Evangelischen Anstalten in Stanislau (geb. in Karaczynow-Schöenthal 1883). Außer den früher genannten Heimatliedern veröffentlichte er in Buchform „Pfälzer im Osten“ (Bd. I der „Bücher des deutschen Heimatboten in Polen“, Verlag A. Dittmann, Bydgoszcz, herausgegeben von Paul Dobbermann, 103 S. 8°), eine Sammlung von 15 bereits in früheren Jahren gedruckten Geschichten (besprochen im „Östdeutschen Volksblatt“, Lemberg, Folge 47, 1924); „Der Schulz von Walddorf“, Volksstück von harmlos-fröhlicher Heiterkeit (Deutsche Verlagsgesellschaft, Lemberg 1924, 32 S.).

D. Theodor Zöckler

Dem Führer des Deutschstums in Kleinpolen zum 60. Geburtstag

Der Superintendent der evangelischen Kirche A. und H. B. in Kleinpolen feiert am 5. März seinen 60. Geburtstag. Seine Persönlichkeit und sein Wirken bedeuten nicht nur für die evangelischen Deutschen, sondern für das Gesamtdeutschstum Kleinpolens einen Wendepunkt in ihrer Geschichte. Als der junge Kandidat Zöckler im Jahre 1891 nach Stanislau kam, um dort Judenmission zu treiben, fand er vollständig verwahrloste — kaum noch deutsch-evangelische — Menschen dort vor. Er griff sofort nach der näherliegenden Arbeit, und trieb Judenmission, indem er die evangelischen Deutschen zu einer vorbildlichen, den Juden als Licht leuchtenden Gemeinde zu sammeln und umzuschaffen versuchte. Im Anfang sich gegen die ihm übergeordneten Instanzen schwer durchsetzend, von allen Seiten in Kampfstellung gezwungen, setzte er sich mit zäher Energie, tiefem Glauben und heiliger Liebe für sein Volk durch. Das von ihm errichtete Kinderheim wuchs aus ganz kleinen Anfängen in ganz wenigen Jahren unheimlich empor, so daß wohl manch einer verzweifelt wäre über der Aufgabe, die Mittel zur Erhaltung aufzubringen. Für Zöckler aber schufen die Schwierigkeiten, die er „Herrlichkeiten“ nannte, den Grundsatz: „Kein Kind darf seinem Glauben und seinem Volkstum verlorengehen.“

Nachdem die katholischen Deutschen polnische Pfarrer und verschwindend wenig Intelligenz hatten, alsoführerlos waren, wandten sie sich in all ihren völkischen Angelegenheiten vertrauensvoll an Zöckler. Ein Ruhmesblatt in seinem Wirken ist es, daß er diese Notlage der Katholiken nie ausnützte, um sie zu oberflächlichen Proselyten zu machen. Er half ihnen als Deutscher den Deutschen, ohne auch nur im geringsten zu versuchen, sie von ihrer Kirche abwendig zu machen. Das Jahr 1903, ein entscheidendes Jahr in der Entwicklung des galizischen Deutschstums, machte Zöckler, soweit er es nicht schon vorher gewesen war, zum unangezweifelten, selbstverständlichen Führer der Deutschen des Landes. Er ließ zum Sammeln blasen, und war der entscheidende Faktor für den Entschluß der deutschen Bauern, mit aller Kraft gegen die Auswanderungsagenten der Posener Ansiedlungskommission Front zu machen. Damals gründete er sofort das „Evangelische Gemeindeblatt“, das bis heute eins der allerangesehensten und wertvollsten evangelischen Gemeindeblätter im gesamten deutschen Sprachgebiet ist. Gelesen wird es, seiner Bedeutung gemäß, nicht nur in den Ländern Europas, sondern wohl in allen Erdteilen. Zöcklers Persönlichkeit, die sich in den praktischen Fragen

des Volkstums und der Lebensführung unseres Volksplitters, auch in den schwierigsten Lagen, groß und überlegen zeigte, hat noch viele andere Seiten, die man groß nennen muß. Wer mit ihm über theologisch-wissenschaftliche Fragen, über philosophische Probleme oder Erziehungswissenschaft einmal debattiert hat, kennt seine wissenschaftliche Gründlichkeit und Beschlagenheit auf den vielen Gebieten, auch den Randgebieten, dieser Wissenschaften. Seine politischen Fähigkeiten haben das Häuflein Deutscher in Kleinpolen durch viele Klippen hindurchgeführt und nur der Lauterkeit, Tiefe und Weisheit seiner Person ist es zu danken, wenn die evangelischen Kirchen Polens zu einer Vereinigung gekommen sind. So geht seine Bedeutung weit über den Rahmen des kleinen Häufleins, das er zu führen hat, hinaus. Groß war sein Handeln in all den fürchterlichen Nöten der Kriegszeit. Wenn er in dem befreiten Stanislau schon vor den politischen Behörden eintraf, um seiner Gemeinde, und darüber hinaus Volks- und Glaubensgenossen, nach der Not der russischen Besetzungszeit Hilfe zu bringen, so ist das nur ein kleiner aber bezeichnender Zug für die Tatsache, daß Zöckler stets als erster auf dem Platze war, wenn man ihn brauchte. Daß sein eigentliches Werk, die deutschen evangelischen Anstalten in Stanislau, zu Österreichs Zeit die umfangreichsten inneren Missionsanstalten ganz Österreich waren, und er in diesem entfernten östlichen Winkel des großen Habsburger Reiches der Vorsitzende des Zentralvereins für Innere Mission in ganz Österreich war, zeugt davon, wie hoch man nicht nur seine Mitarbeit, sondern seine Führung schätzte. Auch heute sind seine Anstalten die größten evangelischen Anstalten in ganz Polen. Neben der gewaltigen Arbeit, die er als Leiter der evangelischen Kirche, als Schriftleiter seines Gemeindeblattes, als Vater seiner Anstalten und als umsichtiger Führer deutscher Belange hat, findet er doch noch immer wieder Zeit zu fruchtbarer literarischer Betätigung. Seine Erzählungen, die er fast ausschließlich in seinem Gemeindeblatt veröffentlicht, sind Kabinettsstücke volkstümlicher und heimatgebundener Erzählkunst. Seine religiösen Gedichte findet man weit und breit in der evangelischen Presse abgedruckt. Und in der schweren Zeit, in der er mit seinem ganzen Kinderheim nacheinander dreimal vor den Russen auf die Flucht gehen mußte, hat er uns ein treffliches Büchlein über die Deutschen in Galizien verfaßt¹⁾.

Dieser Mann, der unendliche Lasten auf seinen Schultern zu tragen hat, der insbesondere das Schifflein der ärmsten evangelischen Diasporakirche leiten und steuern soll, daß es in diesem Völker- und Konfessionsgemisch des Ostens nicht an Klippen zerstellt,

¹⁾ D. Theodor Zöckler: „Das Deutschtum in Galizien.“ Heimat- und Welt-Verlag, Dresden. 2. Auflage, mit 8 Bildbeigaben.

dieser Mann, der Jahre hindurch die Nacht zum Tage mache, dem oft 20 und 22 Stunden Arbeitszeit nicht genügten, um all seiner Aufgaben Herr zu werden, er hat sich ein wunderbar kindliches Herz bewahrt. Zöckler, der unter einem ererbten Ohrenleiden physisch und psychisch aufs schwerste zu leiden hat, so daß er heute fast gänzlich vom mündlichen Verkehr mit der Welt abgeschnitten ist, derselbe Mann kann mit seinen eigenen und den Kindern seines Kinderheims die einfältigsten Kinderspiele mit einem Eifer und einer Hingabe mitspielen, daß man glauben könnte, er habe an nichts anderes zu denken und nichts anderes zu tun, als gerade den Kindern ein Kind zu werden. Vielleicht liegt darin das Geheimnis seiner Größe, daß er alles, was er tut, ganz tut.

Ohne Unterschied der Konfession muß diesem Mann das gesamte Deutschum, insbesondere des kleinen galizischen Landes, aber auch ganz Polens, ein herzliches Glückauf zu seinem 60. Geburtstag zurufen.

Ludwig Finsch an einen Freund im Ausland

Auszug

... Aber selbst die Auslanddeutschen wissen wenig voneinander, und eine tapfere Schar, die in Wolhynien gesiedelt hat, erfährt vielleicht nie etwas von der deutschen Insel in Brasilien oder Chile, obwohl sie alle die deutsche Zunge sprechen und der gleichen Mutter am Herzen gelegen haben.

Darum bitte ich Dich heute, ein weißes Blatt Papier vorzunehmen und mir Deine Eltern und Großeltern aufzuschreiben, mit ihren Geburts- und Hochzeitstagen, und wenn sie gestorben sind, auch mit ihren Todestagen; dazu Deine Frau und Deine Kinder. Ich will mir für heute damit genug sein lassen. Wenn es Dir möglich ist, so lege aber gleich Deine ganze Stamm- und Ahnentafel dazu, soweit Du sie kennst.

Was mich das angehe, meinst Du? O – viel. Denn ich kann zwischen den Zeilen lesen. Ich lese darin von Deinem Werdegang und Deinem Erbe, von Dir und Deinem Werk, mehr als Du denkst. Und ich behalte es nicht für mich. Ich lege es in Abschrift in das Archiv des Deutschen Ausland-Instituts Stuttgart, dem der Verein für württembergische Familienkunde in Stuttgart zur Seite steht. Dort wirft Du verzettelt, in jedem einzelnen Glied auf einen Zettel geschrieben, und manche deutsche Familie, in die Du mit Deinem Blut hereingreifst, ohne es zu wissen, wird froh daran sein. Neue Fäden werden gesponnen werden, Beziehungen werden sich anknüpfen, die für beide Teile wertvoll sein können. . . .

Dein alter

Ludwig Finsch,
Gaienhofen am Bodensee.

Elegien aus Galizien
Von Hans Weber-Lutkow

I.

Leicht und weich wie Flaum liegt schimmernder Schnee auf den Bäumen,
weiße Kapuzchen trägt juglich Geäst und Gezweig.
Ganz mit Kristallen besetzt sind die hangenden Zweige der Birken,
und das glitzert und glänzt winterlich silbernen Scheins.
Tief in blinkendem Schnee schlaff Feld und Flur und der Himmel
strahlt so weit ihn der Blick, trunken vor Sonne, umfasst.
Weißen Gefieders schwiebt im ewigen Blau eine Taube,
funkelndes Sonnenlicht sichtet vom Fittig herab.
Und wir stampfen im Schnee, der hoch uns reicht an die Knöchel,
Hand in Hand und der Frost zwiebt uns gehörig ins Ohr.
Schalkhaft leuchtet dein Blick über wintergeröteten Wangen
und den Nacken umschmiegt stattlich und kostbar der Pelz.
Aber wer naht sich da, ganz eingewickelt in Tücher,
schwankenden Trittes im Schnee, bebend und zitternd vor Frost?
Röcher trägt er und Pfeile und unter dem Arm einen Bogen, —
Siehe, der neidische Gott, Almor, der liebliche, ist's!
„Weh dir, abscheuliches Land, so flucht er, o gräßliche Kälte!
Schne nur und Eis und Schnee! Winter und Wetter und Sturm!
Wenn auch die Sonne scheint, der Hauch friert rein an der Lippe.
Pocht nun vor Liebe das Herz oder vor grimmigem Frost?
Blau ist die Nase schon längst, es knacken die Knochen vor Kälte.
Weh dir, unseliges Paar, das mich im Winter berief!“
Fluchend eilt er hinweg — die Geschäfte, so scheint es, sind dringend.
Hell an Röcher und Pfeil klirren die Zapfen von Eis.
Knirschend stapft und plump im Schnee sein mächtiger Filzschuh
und um das göttliche Haupt flattert das Tuch von Flanell.
Lächelnd schaust du ihm nach und schneidest ein spöttisches Mäulchen, —
aber schon stöbert um uns sausend und wirbelnd der Schnee.
Und wir eilen nach Haus. Uns umfängt die dämmrige Stube
traulich und warm und laut knistert im Ofen das Scheit.
Röcklich lodert die Glut, es flackern und zischen die Flammen,
grell auf dein Antlitz fällt manchmal ein Leuchten von Gold.
Leise geht die Tür, und sacht, auf lautlosen Sohlen
schleicht Gott Almor sich ein — ganz ohne Hemdchen, der Schelm!

II.

Keine Wolke weithin. Blau glitzert der endlose Himmel.
Saaten wogen im Wind, rauschend, in Sonne getaucht,
flutendem Golde gleich. Und Falter beweglichen Fittigs
flattern wie farbiger Flaum über dem wiegenden Gold.
Sichel um Sichel erklirrt und blinkt wie Silber im Lichte,
Garbe an Garbe sinkt, reich an gewichtigem Korn.
Lebhaft wie Quellsengeplätscher, so sprudelt das Plaudern der Mägde
und ihr Gefieder klingt silbern ins Sichelgeflirr.
Um ihre Köpfe wehn die Tüchlein im laulichen Windhauch
so wie blühender Mohn bunt und beweglich im Feld.
Und du schrittest mit mir den Rain entlang und die Achren
neigten sich deinem Tritt, küssten den Saum deines Kleids.
Zwei der Achren pfücktest du da. Zu niedlichem Strauße
band sie mit schwachem Halm locker und leicht deine Hand.
Und du schmiegtest dein Haupt an meine Schulter und sagtest
feuchten Auges zu mir: „Sieh, uns verknüpft nur ein Halm.“
Wohl nur ein Halm verknüpft uns zu lose geschlossenem Bündnis,
aber die Sonne ergießt drüber ihr strahlendes Glück.

Deutsche Art im Spiegel ukrainischer Dichtung

Ein literarischer Streifzug

Von Alexander Popowicz

Der bodenständige Bewohner der Ukraine kennt den Deutschen zumeist bloß als Eingewanderten, der im Süden in großen zusammenhängenden Siedlungen ein abgeschlossenes Dasein führt, und hat sich daher nur dürftige Vorstellungen vom deutschen Volkscharakter bilden können. Anders lagen die Verhältnisse in den westlichen von Ukrainern bewohnten Gegenden, die unter österreichischer Botmäßigkeit standen: in Ostgalizien und der Bukowina. Hier hat der Ukrainer den Deutschen als Offizier, als Verwaltungsbeamten, als Lehrer, Kaufmann und Gewerbetreibenden kennenzulernen reichlich Gelegenheit gehabt, wenn auch von einer richtigen Fühlungnahme mit dem deutschen Volkstum, wiederum wegen Abgeschlossenheit der verhältnismäßig umfangarmen Kolonien, nicht eigentlich die Redz sein konnte. Während der Josephinischen Regierungsepoke und der darauf folgenden Jahrzehnte fiel den Deutschen noch einigermaßen die Rolle von Kulturträgern zu; später schrumpfte sie infolge Ueberhandnehmens des polnischen Einflusses zusehends ein.

Aus jener früheren Zeit mag wohl die sprichwörtliche Wendung herrühren, in welcher sich der Respekt des Ukrainers vor der kulturellen Ueberlegenheit des Deutschen ausspricht. Ihre Anschaulichkeit wird durch eine seltsame Parallele erhöht: Sie lautet: „Unüberwindlich sind — der Jude in seinen Berechnungen, der Deutsche im Gebrauch der Feder, das Weib in der Liebe.“ Weit älteren Datums dürfte die allgemein verbreitete Redensart sein, die auf den Namen des Deutschen anspielt. Der Slawe nennt den Deutschen — Nimetz, d. h. der Stumme, also einer, mit dem man sich nicht verständigen kann. Wenn nun der eine den anderen nicht recht versteht oder dessen Standpunkt nicht zu dem seinigen machen will, so heißt es zwischen Ukrainern scherhaft: „Rede da einer mit ihm, ist er doch ein Nimetz!“ — Dem bekannten ukrainischen Dichter-Humoristen Rudansky hat diese Phrase das Samenkorn für eine schalkhafte Versanekdote (1859) geliefert: Da fährt nächtlicherweise der Kosakenwirt aus dem Schlaf, vom Argwohn gepackt. Ihn dünkt, der Deutsche, dem er Obdach gewährt und mit dem das gastliche Ehepaar die enge Stube teilt, sei eben daran, das Gastrecht zu missbrauchen. In zornigem Flüstertone stellt er sein Eheweib darob zur Rede: „Er küßt dich ja!“ — „Ich leugn' es nicht.“ — „Verbiet es ihm!“ — Keck tönt's nun wieder zurück: „Wie tapfer! Wenn du es fertig bringst, versuch' es nur und sag es ihm auf deutsch!“

Ganz im noch ungeteilten Volksbewußtsein wurzelt auch die geschickliche Stellungnahme des bedeutendsten Dichters der Ukraine

zum Deutschtum. Es ist der unvergleichliche Liedersänger und eigentliche Erwecker der Nation zur geistigen Wiedergeburt: Taras Schewtschenko (1814—1861), der die bedrohliche Lage seines Volkes mit intuitivem Scharfblick erfaßt und seine freiheitlichen Regungen mit zehnjähriger Gefangenschaft in Sibirien gebüßt hat.

Da sein Standpunkt von den bitteren Erfahrungen diktiert ist, die das einst unabhängige Kosakenvolk unter dem Zarenjoch gemacht hat, ist diesem zugleich der Stempel des Unwillens gegen die Deutschen aufgedrückt, von denen Peter der Große, der „Henker auf dem Throne“, nicht bloß — wie man sich erzählt — den Schiffbau gelernt, sondern auch den ganzen Apparat des Absolutismus übernommen hat, mittels dessen Völker geknechtet werden. Die Spitze dieser feindseligen Einstellung ist, wie wir gleich sehen werden, nicht eigentlich gegen Deutschland als solches gerichtet.

Nimota — in diesem Namen ist die populäre Vorstellung vom gesamten europäischen Westen mit allen falschen Kulturregungen zusammengeballt, die der „aufgeklärte“ Absolutismus für die „Barbaren des Ostens“ dazumal übrig hatte. Der Deutsche, als der Vorderste, Nächste in diesem Komplex, hatte eben den Namen dafür hergeben müssen. Diese Einstellung ist durchaus nicht mit dem von den geistigen Vätern des russischen Panslawismus gepredigten Haß gegen das Westlerwesen im Sinne einer Verneinung der abendländischen Kultur (wie sie in Dostojewsky u. a. ihre Wortführer gefunden hat) zu verwechseln. Wenn Schewtschenko in seinem poetischen „Sendeschreiben an meine Volksgenossen“ vom Deutschen als dem „großen Lehrmeister der Völker“ spricht, von dem der zur Behaglichkeit neigende Ukrainer erwartet, daß er ihn der Mühe um die nationale Geschichtsschreibung enthebe, so trifft die Ironie dieses Ausspruches offenbar die eigenen Volksgenossen des erzürnten Patrioten, während das Deutschtum sich im Lichte einer weltumspannenden Betriebsamkeit auf allen Gebieten der Forschung darstellt. Nicht anders ist auch zu verstehen, wenn der Ingrimm Schewtschenkos sich gegen Katharina II. als die zerstörerin der Zaporoger Sitsch, dieses letzten Bollwerk der Kosakenfreiheit, kehrt und ein grollender Seitenblick die von der hessischen Fürstentochter ins Land gerufenen Kolonisten streift, die auf dieser unvergeßlichen Stätte „gleichmütig ihre Kartoffeln bauen“: dem von der hohen Warte des Idealismus die Dinge beurteilenden Dichter scheint es eben mit der Würde eines Lehrmeisters der Völker unvereinbar, daß dessen Söhne die willigen Werkzeuge einer nivellierenden imperialistischen Enteignungspolitik abgeben. Hat vielleicht Schewtschenko das Seltsame geahnt: daß der Deutsche, einmal vom Mutterlande getrennt, wohl das Stammesbewußtsein zu bewahren pflegt, jedoch gar leicht den politischen

Sinn einbüßt und infolgedessen aufhört, ins Getriebe der Völkergeschicke mitbestimmend einzugreifen? —

Eine entfernte Parallele zu jener halb ablehnenden, halb bewundernden Stellungnahme finden wir in der knapp vor Kriegsausbruch veröffentlichten Bühnendichtung eines beliebten neueren Dichters der Ukraine, freilich nicht vom Range eines Schewtschenko. Das Werklein nennt sich „Märchen einer alten Mühle“ und kann als verhüllte Aussprache über den Eindruck gelten, den die in die 60er Jahre des verflossenen Jahrhunderts zurückreichenden Anfänge einer Industrialisierung des ukrainischen Steppengebietes, insbesondere die Ausbeutung des Don-Kohlenbeckens, auf die Angehörigen des Verfassers gemacht haben, der den Namen S. Tschekassenko trägt. Der Held der in den lyrischen Partien ins Märchenhafte spielenden, im übrigen auf dem festen Boden der Wirklichkeit fußenden Handlung ist ein ausgewanderter Deutscher namens Wagner. Als leitender Ingenieur eines großen Fabriksbetriebes stets in Fühlung mit der einheimischen Bevölkerung, zeigt sich Wagner für deren Wohl und Wehe ebenso unempfindlich, als er anderseits für die hohen Aufgaben der Technik wie auch insbesondere für die Naturschönheiten der jungfräulichen Steppe aufrichtig begeistert ist. Letztere sind, um den Helden handelnd zu zeigen, noch in einer märchenhaft schönen Müllerstochter verkörpert, die der Ingenieur im Feuer der ersten Liebe in die Arme schließt, später aber so sehr vernachlässigt, daß sie in einem Anfalle von Verzweiflung sich in den Mühlbach stürzt, aus dem sie von einem rätselhaften Wanderer gerettet wird. Der schwärmerische Zug in Wagner tritt zeitweilig zurück, um einer brennenden Genussucht Platz zu machen, wie sie bei wohlhabenden Leuten aufzutreten pflegt, die, aus ihrer heimatlichen Umgebung gerissen und in ferne Gegenden verschlagen, sich nicht zur eigenen Innerlichkeit zurückzufinden vermögen. Das ganze Büchlein liest sich wie eine artige Parodie auf Hauptmanns „Versunkene Glocke“, die auch — nach dem Geständnis des Verfassers — diesem bei der Konzeption vorgeschwobt hat. Es klingt ähnlich in einen gegen den Helden gerichteten Vorwurf aus: „Märchen wird wieder erweckt werden, jedoch von keinem Wagner!“ Die Begeisterungsfähigkeit des rüstigen Fremdlings hat Hoffnungen geweckt, aber sein Handeln hat enttäuscht, er selbst hat die Kunst des Schicksals verscherzt, das ihn zum Hüter des „Märchens“, zur Verwirklichung hehrer Träume erlas! — Was, in Prosa umgesetzt, so ungefähr lauten dürfte: „Ihr Deutschen mögt prächtige Menschen sein bei euch daheim, warum wollt' ihr es nicht auch in der Fremde sein um anderer willen?“ — Ich habe den Verfasser brieflich befragt, weshalb er gerade einen Deutschen zur Hauptperson gemacht habe, worauf mir wörtlich der Bescheid ward: „Als Vorbild für die

Wagnerfigur hat mir jener Deutsche namens Falzfein vorgeschwobt, der als Emigrant von lächerlich geringen Anfängen, dank seiner unglaublich zähen Ausdauer und einem weit ausgreifenden Erwerbs-sinn, es im Thersongebiet zu einem Riesenvermögen gebracht hatte. Indem ich diese hervorstechenden Merkmale festhielt, glaubte ich sie für meinen Zweck durch die merkwürdige Wahrnehmung ergänzen zu müssen, die ich an verschiedenen deutschen Kolonisten gemacht: daß sie nämlich, mitten ins praktische Leben hineingestellt, dennoch nie einen Zug ins Romantische, gelegentlich ins Sentimentale ver-leugnen, wodurch sie merklich von den Franzosen und Engländern abstachen, die lediglich von der Ausbeutegier besessen schienen."

Der in ukrainischen Kreisen als Bühnenschriftsteller hochgeschätzte Tobilewitsch, mit seinem Künstlernamen Karpenko-Kary ge-nannt (1845—1907), hat, auf eine ungleich stärkere Gestaltungs-kraft gestützt, zweimal versucht den Deutschen als szenische Charakter-figur einzuführen, zunächst in einer Sittenkomödie, die das wüste Treiben der südrussischen Gutsbesitzer auf ihren Höfen geizelt, dann in einem Schauspiel, in dessen Mittelpunkt die robuste Gestalt eines bäuerlichen Emporkömmlings dasteht, der — Landwirt und Schaf-züchter in einer Person (daher der Titel „Der Wirt“) — durch rücksichtslose Ausbeutung der Arbeitskräfte und Ausnützung der durch Hungersnot gegebenen Konjunktur einen Riesenbesitz errafft. In beiden Stücken steht dem Gutsbesitzer ein Deutscher als Wirtschafts-gehilfe zur Seite. Im ersten Anlauf mußte die Charakteristik miß-lingen, da der Verfasser noch im Beginn seiner Entwicklung und teilweise im störenden Banne der großerussischen Bühnentradition stand. Der Russe ist nämlich geneigt, dem Deutschen die Gefühls-wärme abzusprechen, er findet ihn ohne Schwung, eckig und trocken im geselligen Verkehr, mürrisch und geizig daheim — und hält sich von der Wahrhaftigkeit dieser Auffassung überzeugt, wenn er ihn als pedantischen Hofmeister oder bärbeißigen Verwalter knurrend oder fluchend über die Bühne wandeln sieht. In einem späteren Bühnenstück, das in trefflicher Weise die goldene Mitte zwischen sozialem Drama und Charakterlustspiel einhält und so die Reize dieser beiden Gattungen verquickt, hat Tobilewitsch sich vom russischen Einfluß freigemacht und sich ganz seiner eigenen (durch schau-spielerische Betätigung geschärften) Beobachtungsgabe leiten lassen. Obgleich nur als Nebenperson verwendet, ist sein Kurs eine sorgfältig bearbeitete Charakterfigur mit unverkennbar hervortreten-den typischen Merkmalen und von prächtiger Bühnenwirkung, so daß sie nicht einmal durch die überragende wuchtige Gestalt des Helden in Schatten gestellt wird. Diener eines von verbrecherischer Habgier erfaßten Herrn, dessen Handlanger wieder ihrerseits auch keine Gelegenheit ungenutzt lassen zur eigenen Bereicherung, hat

der Deutsche in solcher Umgebung sich dennoch rein bewahrt von Versuchung, so daß auch die Verleumdung sich an ihn nicht heranwagt. Seine Wahrheitsliebe verträgt es nicht, daß ein Unschuldiger in der Person eines Kameraden leidet, und die Entrüstung, mit der er sich aus freiem Antriebe für ihn einsetzt, verfehlt sogar auf den durch und durch misstrauischen Herrn nicht ihre Wirkung. Dabei stehen ihm, wenn er sich verständlich machen will, nur wenige Brocken des grozrussischen Idioms zur Verfügung. Aber Kurz verwendet sie mit einem nicht misszuverstehenden Nachdruck, mit einer Vehemenz, die das spöttische Lächeln der Gegner verscheucht, verleiht ihnen eine derart mächtige Resonanz durch den Brustton, mit dem er sie erfüllt, daß der lügnerische Widerspruch abgesieimter Böswichtige wirkungslos verhallt: so mächtig ist in dem einfachen Manne der moralische Auftakt der Rede. Bei seinem zweiten Aufreten hat der Deutsche neuerdings Anlaß sich zu entrüsten; mit sichtlichem Wohlgefallen an seiner Wesensart öffnet der Dichter die Schleusen seines Gemüts. Kurz hat seinem Herrn das selbstverfertigte Modell eines Lämmchens als Namenstagsgeschenk dargebracht und erzählt mit zünftigem Stolz, daß er für ähnliche Leistungen seinerzeit eine Medaille erhalten hat. Da der Hauswirt selber durch Verleihung des Stanislausordens ausgezeichnet worden ist und in gleicher Stunde besagtes Lämmchen mit einem kleinen Münzenstück am Halsbande auftaucht, benützen die mischwollenden Kameraden das Zusammentreffen der Umstände, um sich über Kurz lustig zu machen. Er habe, behaupten sie, seinen Herrn durch eine solche Anspielung verhöhnen wollen. Obgleich Kurz die Spötter durchschaut, ist der „gerade Michel“ in ihm über die bloße Zumutung so empört, daß er fauchend auffährt und sie als Bauernbengel verdonnert, denen nichts heilig ist. Wie die in ihrer Tiefe gar bald aufgewühlte Gravität sich in schauderhaft gebrochenem Russisch (alle übrigen Personen sprechen das Ukrainische als Muttersprache) polternd Luft macht, hat der Deutsche das wohlwollende herzliche Lachen der Zuschauer auf seiner Seite.

Der günstige Eindruck vertieft sich zu einem Achtung gebietenden in einer jener Schlüsszenen, wo der Wirt — bereits vom tödlichen Verhängnis umschattet, ohne daß er und die sonstigen Beteiligten es ahnen — von Kurz die Meldung über den Ankauf einiger hundert Schafe entgegennimmt. Stirnrunzelnd vernimmt er, daß sein Wirtschaftsgehilfe angesichts der weinenden Bauernfrauen und Kinder es nicht übers Herz gebracht habe, die Preise noch mehr zu drücken. Die gezahlten Preise (1 Rubel 20 Kopeken für das Stück) stünden ohnehin tief unter dem wahren Werte. Kaltblütig, mit einem Anflug von verächtlichem Trotz, nimmt er die Vorwürfe des Herrn entgegen und erklärt sich ausdrücklich damit zufrieden, daß er — zur Strafe —

künftig nicht mehr zu solchem Handel verwendet werden soll. Die lapidare Eindringlichkeit, mit der sich hier die Stimme der reinen Menschlichkeit, wiederum in ungefügten Wortbrocken, vernehmnen lässt, hat etwas vom leisen Grollen des sich aus der Ferne ankündigenden Gewitters. Sie wirkt schicksalhaft. Wenige Stunden später muß der Wirtsherr selber seine Rechnung mit dem Himmel abschließen. Er ist es selber, der keinen irdischen Handel mehr machen wird. —

Als ein literarisches Denkmal des Eindrucks, den die Regierungszeit Josephs II. im Gedächtnisse der ukrainischen Bevölkerung zurückgelassen hat, kann das unter dem Titel „Herrenspäße“ in weiten Kreisen bekannte Poem gelten. Es liest sich wie das demokratische Gegenstück en miniature zum umfangreicherem „Pan Tadeusz“ des großen polnischen Dichters und dürfte auch als ein solches gedacht sein. Ihr Verfasser ist der aus einer ursprünglich deutschen Familie stammende Dr. Iwan Franko (1856—1916), der sich durch eine ausgebreitete literarische Tätigkeit, als Kulturpionier und nicht zuletzt durch seine Problemdichtungen unvergängliche Verdienste erworben hat und deshalb als der bedeutendste Schriftsteller angesehen wird, den der ukrainische Westen hervorgebracht hat. Wie er als Goethe-Ueberseher (*Faust* I. Teil, *Helena*-tragödie, *Hermann und Dorothea*, *Reineke Fuchs*) wesentlich zum Bekanntwerden der deutschen Literatur beigetragen hat, dürfte er wohl auch der erste seines Volkes gewesen sein, dem das volle Verständnis für die mannigfaltigen wundervollen Brechungen aufgegangen ist, in denen der deutsche Genius sein Licht verstreut. Ich erwähne bloß seinen von einer Uebersetzungsprobe begleiteten feinsinnigen Aufsatz über G. Kellers „Grünen Heinrich“.

Das epische Gedicht „Herrenspäße“ gehört, obgleich ein Jugendwerk, zum Lebendigsten und Besten, das er geschrieben. Den gewitterdunklen Hintergrund zu dem, bald mit erquickendem Humor, bald mit rührendem Ernst dargestellten Ereignisse bilden die politischen und sozialen Verhältnisse in Galizien am Vorabende der Aufhebung der Leibeigenschaft.

Im Mittelpunkt steht ein polnischer Großgrundbesitzer, eine von jenen rassigen adelsstolzen Herrennaturen, wie sie Stepan Rudanski (vergl. oben) gelegentlich in jenem *Schlachzitz* geschildert hat, der es vorzieht, stundenlang zu irren, statt den vorbeikommenden Bauer um den Weg zu befragen, weil er es verschmäht „mit einer Person zu reden, deren Haut allstündlich Schlägen preisgegeben ist“. Ohne eigentlich gegen seine Leibeizenen hart zu sein — er sorgt für ihr leibliches Wohl gern in ausreichendem Maße — hat Herr Muszynski ein scharfes Augenmerk auf seine Bauern, die er ganz als sein Privateigentum von Gottesgnaden betrachtet. „Späße“ nennt der

Gutsherr, den ein überlegener Humor in jeder Lebenslage begleitet, die etwas derben Lektionen, die er den Bauern ab und zu erteilt, um sie einzuschüchtern und an ihre Botmäßigkeit zu erinnern. Sein Scharfsinn wittert mit Recht eine Gefährdung der gutsherrschaftlichen Privilegien, die mit dem neuen Zeitgeist im Anzuge ist. Der Dorfgeistliche, der die Bauern dem Branntwein abspenstig und für die Gründung einer Schule Stimmung macht, ist ihm begreiflicherweise ein Dorn im Auge. Mit ihm würde er schon fertig werden; aber da ist im Kommissär der Kreisverwaltung — einem Deutschen in den mittleren Mannesjahren — der Saché der Gutsherren ein bedenklicher Gegner erwachsen. Dieser hat nach dem Tode des Geistlichen sich der Bauern angenommen. Die Beschwerden des Gutsherrn bei den Behörden werden achselzuckend aufgenommen; so gern man ihm beistehen würde, scheut man den neuen Zeitgeist, der die leitenden Sphären angesteckt und den Bauern zum Gegenstand einer zarteren Aufmerksamkeit gemacht hat.

Der Kommissär taucht zeitweilig in seinem einspännigen Wägelchen auf, tritt für ein Viertelstündchen unter die Bauern und gibt ihnen einige Winke für ihr Verhalten. Er scheint verschlossen und wortkarg von Natur, mäßig im Lebensgenuss, von seinen Privatverhältnissen weiß man so gut wie nichts. Nicht einmal sein Name wird genannt. Seine spärliche Rede gewinnt einen komischen Anstrich durch die den Deutschen eigentümliche (bald zu harte, bald zu weiche) Aussprache des Slawischen. Aber keinen der Zuhörer fliegt ein Lächeln an. Ehrerbietig lauschen sie gespannt den lapidaren Worten, die von einem trockenen Humor durchleuchtet und von Wohlwollen durchwärm't sind. Wie er so dasteht, in lässiger, etwas gebückter Haltung, gutmütig lächelnd, augenzwinkernd infolge der Anstrengung, die ihm das Sprechen im ungewohnten Idiom verursacht: wer würde in dem Manne den hitzigen Debatter vermuten, der im Kreise seiner Kollegen endlose juristische Fehd' mit einer wahren Wohl lust führt? Der Gutsherr weiß es und bietet alles auf, um den verderblichen Einfluß des „Eindringlings“ zu lähmen, der ihm die Bauern verdächtigt.

Der Augenblick naht, wo sie Aug in Aug einander gegenüberstehen; es ist unvermeidlich, daß sie aneinandergeraten, das Ringen muß unversehens eine persönliche Note annehmen. Dem Elan des Gutsherrn, der geschmeidigen Wucht seiner wachsenden Gereiztheit, setzt der Deutsche eine verbissene Zähigkeit entgegen, die ahnen läßt, daß die Saché, deren freiwilliger Anwalt er ist, irgendwie mit einer ihn aufs tiefste berührenden Herzensangelegenheit zusammenhängt. Doch auch über diesen Punkt läßt sich der Dichter nur andeutungsweise vernehmen. Leider muß ich es mir versagen, auf die reizvollen Episoden und Details einzugehen, die, in gedrängter Fülle aufgerollt,

der Handlung dramatische Spannung verleihen, und möchte nur noch betonen, daß der künstlerische Wert dieser im Rahmen eines prägnanten Zeitbildes gehaltenen Charakteristik dadurch erhöht wird, daß die gesamte Darstellung sich durchaus in den ästhetischen Grenzen bewegt. Das Werk hält sich frei von jeder nationalen Animosität. Der Dichter hat es auch nicht versäumt, die Rolle des Polen gegen den Schluß hin mit einem tragischen Akzent zu versehen, der sich notwendigerweise daraus ergibt, daß es die Uebermacht der neuen Verhältnisse ist, die ihn zu Boden reißt. Der Gutsherr steht zum Schluß da, wie Meister Anton in Hebbels „Maria Magdalena“, der dabekannt, er „verstehe die Welt nicht mehr“.

Ich schließe meinen Bericht, der keinen Anspruch auf Vollständigkeit erhebt, jedoch genügend Belege dafür bringt, daß der Ukrainer redlich bemüht ist, sich über das Wesen der Deutschen klar zu werden, mit dem Hinweis auf die befremdliche Tatsache, daß die liebevolle, zeitweilig bis zur Ueberschätzung gehende Aufmerksamkeit, die der Deutsche dem großrussischen Schrifttum seit jeher widmet, von einem auffallenden Uebersehen der ukrainischen Literatur begleitet ist; mögen diese Zeilen und die ihnen beigebliebenen Uebersetzungsproben aus der sich kräftig entwickelnden ukrainischen Dichtung dazu beitragen, daß in diesem Belange ein Wandel erwartet werden darf! War es doch kein Geringerer als Herder, der — in seinem Reisejournal 1769 — unserer Ukraine eine große Kultur in der Rolle „eines neuen Griechenland“ prophezeit hat, die ihre Verwirklichung finden soll, wenn „Europa dereinst im Schlafe liegen wird.“ —

Sollte dieser Zeitpunkt gar so ferne sein? — möchte vielleicht einer fragen. Man erschrecke nicht! Vorderhand geht es ja bloß um die „Entdeckung“ der ukrainischen Literatur!

Zu den folgenden Übersetzungen:

Eine große Auswahl von Uebersetzungen aus der Ukraine überstande uns Professor Alexander Popowicz für dies Sonderheft der „Ostdeutschen Monatshefte“. Einige Beiträge über das Land und die Karpathen mußten zu unserem Bedauern wegen Raumangst wieder herausgenommen und für ein späteres Heft zurückgestellt werden. Professor Popowicz ist der erste Uebersetzer von Taras Schewtschenko. Wer über Leben und Dichtung Schewtschenkos unterrichtet sein will, der findet näheren Aufschluß in dem Sonderheft der „Ukrainischen Rundschau“ zur Jahrhundertfeier der Geburt des Dichters, herausgegeben von Dr. Wladimir Kuschnir und Alexander Popowicz, Heft 3—4 im Jahr 1914. Verlag von Gustav Roettig in Oedenburg.

Wir entnehmen diesem Sonderheft eine „Widmung“ an den Dichter, die an anderer Stelle veröffentlicht ist.

Halitsch¹⁾

(Im Ukrainischen von Anton Mohylyk)

Armseliger Anblick, Halitsch du von heute!
 Im engen Tal zerstreut, ein bunt Gemisch
 von Hütten aus Lehm und roten Ziegelbauten,
 drei Kirchen zwischen armen Krämerläden!
 Wo einst der Fürsten Zwingburg ragte, starrt nun
 ein Mauerbruchstück; hier auf Trümmern wölbtet,
 heut' auch zerfallen, einstens sich ein Schloß,
 zu dessen Fuß sich winz'ge Häuslein schmiegten,
 wie Schwalbennester an den dünnen Baun . . .
 Wenngleich in Schutt zerbrockelt, zeugen dennoch
 für die Vergangenheit und eigne Größe
 die alten Mauern, gleichsam Riesenknochen,
 vom Fleisch gewalz'ger Glieder nun entblößt.
 Des Glanzes, der die Macht umweht, beraubt,
 die Berge trauernd, wie im Nebel stehen:
 Grabwächter, treu dem längst verschollnen Ruhme,
 den stumm-beredt sie späten Enkeln künden.
 Allein lebentlicher Zeuge einst'ger Taten,
 umspült der Donestr immer noch die Stadt,
 der Mutter zu vergleichen, die bittre Tränen
 um ihres Kindes Missrat verströmt.

Die Söhne

Von Wassyl Stefanik

Der alte Maxym egte den Sommerweizen mit guten jungen Pferden. Die Egge flog federleicht über den Acker. Maxym warf den Hut zu Boden, das Hemd ging ihm auf und schob sich um die Schultern den Rücken hinab. Eine Staubwolke, die unter der Egge aufstob, verschüttete ihm den grauen Schopf und den Busen. Er lärmte und tobte, die Leute auf den Nachbarfeldern aber sprachen:

„Der alte Hundskerl! Er wettert immerfort, aber die jungen Pferde hält er noch tüchtig im Zaume; er ist reich und ward in seinen jungen Tagen gut genährt; nun er seine beiden Söhne verloren hat, lärmst er auf dem Felde und im Dorfe.“

Maxym hielt die Pferde an.

„Morsche Knochen, gleichet altem Weidenholz, zum Feuern gut, taugt nicht an den Pferden einherzulaufen! Beine, die bei den

¹⁾ Halitsch (Halicz), der einstige ukrainische (ruthenische) Fürstensitz, der Galizien seinen Namen gegeben hat, war während des Weltkrieges heißumstrittener Boden.

Pferden sich krümmen, im Tanz zusammenknicken: was solche Beine wert sind, na, davon laßt mich schweigen. Hinter den Ofen, Greis, deine Zeit ist um!"

Er schüttelte den grauen Kopf hart an der schwarzen Pferdemähne und schalt immerzu:

"Auf den Ofen, freilich, so hoch bring ich's noch, aber der ist kalt und bröckelt ab. Die Bilder an den Wänden sind schwarz geworden, und die Heiligen blicken in die leere Stube hinab wie hungernde Hunde. Die Alte hat ihr Leben lang sie mit Singrün und Basilienkraut umsteckt und die Täubchen davor übergoldet, damit sie Gnade walten lassen, das Haus in Helle dastehé und die Kindlein wachsen. Doch soviel euer da versammelt sind¹⁾, ihr alle tauget nicht, ihr Heiligen: die Söhne sind hin, die Alte verscharrt, ihr Götter müßt uns demnach das Singrün erlassen, da hättet ihr eben besser vorsehen sollen! . . . Wohlan, Stirnfleck, so lange uns der Herrgott das Leben fristet, komm, wir wollen uns an den Boden machen!"

Sie zogen von einem Ende der Flur zum anderen, gehüllt in Staub; die Egge biß in die Schollen, knirschte, riß sie auf, um dem Samenkorn ein weiches Lager zu bereiten.

"He, Barfuß! Du bist kein rechtschaffener Gaul, ein Hund bist du; hast mir die Schultern zerbißt, Schramme über Schramme mich derb gezeichnet. So gib doch wenigstens du einer Ruh! Hat mich denn das Leben nicht schon genug herumgerüttelt, daß ich mich kaum auf den Beinen halte? Vor Tageslicht schütt' ich dir Hafer auf, eh' ich selbst einen Bissen genommen, striegle dich, besprenge dich mit dem Wasser meiner alten Augen; und zum Dank dafür beißest du mich! . . . Stirnfleck, ja, den heiße ich menschlich, der folgt mir mit den schwarzen Augen, hat Mitleid, trocknet mit der Mähne mir Altem die Tränen: du aber bist schlimm, bist herzlos! Hast mir neulich ein ganzes Büschel Haare ausgerupft und vor die Füße geworfen. Das ziempf sich nicht, und bist du auch ein Prachtkerl von einem Pferd: ich muß dich bösartig nennen! An die Juden gäb' ich dich freilich für schönes Geld nicht fort, aber wenn der heilige Georg dahergeritten käme, dem schenkt' ich dich sogleich; mögt beide Jagd machen auf Lindwurmgetier: für den Acker taugst du nicht, ruhloser Geselle!"

Er befeuchtete die Finger mit Speichel und bestrich damit die Wunde, streute dann Staub darauf.

"He, Rößlein, so macht denn vorwärts!"

Die Egge knirschte nicht mehr, der Boden gab nach, zerbröckelte leicht. Marxm fühlte mit eins Weichheit unter seinen Füßen, jene

¹⁾ Die Stube des ukrainischen Bauers ist reich mit Heiligenbildern geschmückt, oft so dicht aneinandergerückt, daß zwei bis drei Wände davon wie mit einem in ächt breiten, durch deren Mitte sich hinzichenden gleitenden Bande bedekt scheinen. (Anmerkung des Übersetzers.)

Weichheit, die seltner Gast ist in der Seele des Bauern. Die Erde beschert sie ihm zuweilen, und dafür liebt er sie. Als er nun dazu kam, die Samenkörner auszustreuen, sprach er sanft: „Eine Wiege hab' ich euch gebettet, fein und weich, so wachset denn himmelwärts!“

Maxym schien beruhigt, er lärmte nicht mehr. Plötzlich hielt er mit einem durchgreifenden Ruck die Pferde an.

„Sapperment, was ist mit dir los, alte Kuse? Du schmerzest, knirschest ja in jedem Gelenk!“

Er wandte sich um, ward alsbald langs der Egge einen langen, schmalen Streifen Blutes gewahr und ließ sich auf den Boden nieder.

„Da sitzt ja Glas drinnen“, fluchte er, den Fuß besehend, „der Teufel möge da eggen! Gelt, jetzt möchtest du gern das begonnene Flurstück liegen lassen? Ne, das darf nicht sein! Und du, armselige Flur, wirst mit solchem Saft herzlich wenig gewinnen: mit altem Blut ist's wie mit altem Dünger, der fördert nicht. Ich hab' den Schaden, dir frommt es wenig!“

Hinkend spannte er die Pferde los, führte sie zum Wagen und reichte ihnen Heu.

„Frau Sonne, mach' sie kein finstres Gesicht über den Alten, der gar so früh Mittagspause hält; wie komm' ich anders vorwärts?“

Er zog aus dem Lederbeutel Brot, Speck und eine Flasche, wusch mit dem Branntwein die Wunde, trennte ein Stück vom Ärmel los, umwand damit den Fuß und verband ihn mit einer Sack schnur.

„Jetzt gehab dich, wie dir gefällt, aber eggen mußt du weiter!“

Er holte einen Schluck aus der Flasche, biß ins Brot — und begann von neuem zu wettern:

„Und das nennt sich Brot? Kaum gut, um damit eine Judenmähre zu striegeln, denn einem rechtschaffnen Gaul täts wehe! . . . Da kommen sie hergestrichen, eine um die andere, hochgeschürzt, und schlürfen: „Väterchen, heißt's, laßt uns für Euch backen, waschen, plätzen, vermacht uns das Feld!“ Die Hündinnen! Meinen die, ich hätt' für sie das Feld betreut und bestellt? Wenn ich sterbe, mögen die Blümlein nach Herzenslust auf meinen Feldern wachsen und mit ihren schmucken Köpfchen dem Herrgott lobssingen!“

Zornig schleuderte er das Brot von sich.

„Die Zähne schauderts vor dem Mohnkuchen²⁾) da! Was bleibt dir übrig, Maxym? Du mußt zum Schnaps greifen, der fährt alleweil glatt! . . .

²⁾ Damit ist keineswegs mit Mohn gefülltes Weizengebäck gemeint. Die vergleichsweise gedachte Anspielung bezieht sich vielmehr auf die in Laihform zusammengebackenen Kleinfestandteile, die nach der Oelgewinnung aus Lein-, Hanfsemen- oder Mohnkörnern zurückbleiben. Ein solcher „Mohnkuchen“ verhärtet mit der Zeit zu einer steinigen schwarzgrauen Masse dar, daß er stückweise in heißer Brühe aufgelöst werden muß, um zur winterlichen Viehfütterung verwendet werden zu können.

He, willst du endlich schweigen, dort oben! Lärmst immerzu just ob dem Kopf mir? Wem singst du da? Dem lumpigen, zernagten Graukopf? Hinweg mit dir, und sag' deinem Herrn im Himmel, daß er mich nicht zum Narren halte mit Vogelsingsang! Ist er so mächtig, wie sie erzählen, dann geb' er mir meine Söhne zurück! War's etwa nicht sein Wille, daß ich nun einsam und allein dasteh' auf dieser weiten Welt? Hinweg, ich laß mich nicht zum Besten haben — daß ihr's wüßt — auch von ihm selber nicht! —

Er hob einen Brocken aus der Scholle und sandte ihn zur Kerche hinauf. Das Vögelchen begann nur um so lauter zu singen, es fiel ihm nicht ein, den Herrgott aufzusuchen.

„Verflixtes Kerlchen! . . . Vöglein, ich sag dir, du bist nicht gescheit! — Da mein kleiner Iwan auf dich Jagd machte und nach deinem Nestchen den Feldrain absuchte, ja, und die Flöte spielte, die ich ihm geschnitten, Vöglein, damals war es wohlgetan, ihm vorzusingen! Dein Sang und sein Flötenspiel zogen unten hin, über euch die Sonne; ihr alle miteinander ward des Himmels Stimme, so über mich, die glitzernden Pflüge und die heitere Gotteswelt sich ergoß. Der droben ließ eben mit dem Sonnenschein, wie durch ein golden Sieb, Helligkeit hersickern, davon die Erde und die Menschen drauf gar lieblich erglänzten. Und war unsre Erde im Frühlingslicht anzusehen, wie ein riesenhafter Trog, darein aller Sonnenglanz zusammengeronnen wäre. . . .

Und der Trog gab uns Weißkuchen; die standen lockend vor dem Musikanten, und die Jugend war bekränzt und zog zur Kirche, den Brautsegen zu holen, der Lenz aber ging rings wie Wellenschlag bei Hochwasser übers Land; damals, Vöglein, stürzt' dein Singen in mein Herz, recht wie der Brunnenstrahl in den funkelneuen Krug! — Nun aber mach fort: such dir jenes Land, wo sie die Kuchen noch nicht hinweggetragen, noch nicht die Kinder abgeschlachtet haben!"

Er nahm den sinkenden Graukopf zwischen beide Hände und blickte zu Boden.

„Pfui über dich", fuhr er auf, „und schämst du dich nicht, alter Grauschädel, da zu faseln und zu plärren wie ein weinerlich Weib? Nun, da sich nichts, nichts mehr ändern läßt?

Söhne, Kinder, wo liegen eure Häupter? Meine habe geb' ich her, meine Seele verschreib' ich dem, der mir euer Grab zeigt! Gott gerechter, lügen nicht auch die vergoldeten Bücher in der Kapelle, die da fabeln, du hättest einen Sohn gehabt? Sie sagen, du hättest ihn auferweckt! Ich rufe dir nicht: lasse sie auferstehen! Ich sage bloß: zeig ihre Gräber, daß ich mich zu ihnen lege! Du siehest ja die ganze Welt, für die Gräber der Meinigen scheinst du allein blind zu sein. Daz dir jene blaue Kuppel zerspränge wie mir das Herz!

Komme doch eine von euch, so meine Söhne umfangen und euch auf weichem Lager ihren Küssen gefügt habt! Waren ja stark wie die krausen Eichen... Komm nur, unselige Verlassene, bring mir sein Liebespfand, bring's ohne Furcht, ohne Zagen! Will dir 'nen Teppich unterbreiten, dem Kindlein aus feinstem Linnen Windeln schneiden: stehst ja, Aermste, heut' ohne Kränzlein da, drückst dich weinend den Leuten aus den Augen."

Der Alte hob die Hände und rief in die sonnige Mittagswelt:

"So komm doch, Töchterchen, zum Vater, wir brauchen keinen Pfaffen! Und weist kein Kind seine Spur, so komm wenigstens du, die mit ihm gebuhlt, komm meinethalben ohne Kindlein: an deinem Nacken schau ich noch seine Arme, auf deinen roten Lippen seh' ich seinen Mund brennen, vom brunnentiefen Grund deiner Augen hol ich mir seinen Blick herauf und schließ, wie in ein Kästchen, ihn fest ins Herz, will aus deiner Hand, fürwahr, gleich jenem Hündchen, mir den Duft seines Haares erschnuppern. Komm, Dirnchen, rette du den Alten! Du wandelst noch auf Gottes Erdboden, die beiden jedoch nimmer. Finde den Weg zu mir, bring ein wenig kühlenden Tan auf den grauen Schopf, daran jedes Haar mich brennt wie glüher Draht!"

Er rauzte sich Haar aus und warf es zu Boden.

"Den Boden senge, Grauhaar, ich ertrag' nicht länger deine Last!"

Ganz erschöpft blieb er liegen, schwieg lange, in sich versunken, und begann endlich mit ruhiger Stimme zu erzählen:

"Zuletz trat Andrij vor mich hin — ich hatt' ihn studieren lassen: 'Vater,' spricht er, 'jetzt gehen wir kämpfen für die Ukraine!' 'Welche Ukraine?'⁸⁾ fragte ich. Er hebt mit der Säbelspitze eine Scholle vom Boden und ruft: 'Dies ist die Ukraine! Und hier (sagt's und kehrt den Säbel gegen die eigene Brust) hier fließt ihr Blut: wir ziehen hinaus, unsern Boden dem Feind zu entreißen. Bringt mir ein frisches Hemd', spricht er, 'gebt mir Wasser, daß ich mich wasche, sodann lebt wohl!' . . . Wie sein Säbel also aufblitzte, ward ich ganz geblendet von diesem Schein:

"Mein Sohn", sag' ich, 'wir haben ja hier noch einen jüngeren, den Iwan, nimm den auch mit, daß er dir bei steht; er ist stark und vermag's. So tu ich denn euch beide in diesen Boden, daß ihn, so fest verwurzelt, der Feind nicht zu sich hinüberzieht.' — 'Recht habt Ihr, Vater, so laßt uns beide gehen!' Da die Alte solches vernahm, sah ich auch schon, wie der Tod im Nu den weißen Laken um sie wand. Scheu wisch ich zur Schwelle hin, vermeint' nämlich zu sehen, wie

⁸⁾ Darf durchaus nicht als Mangel an Orientierung oder Unzulänglichkeit des völkischen Bewußtheins gedeutet werden. In diese hastige Frage hüllt der alte Bauer bloß sein Erschrecken beim überraschenden Entschluß des Sohnes.

ihr die Augen aus dem Kopf nur so herabrollten wie totes Gestein. Vielleicht schien's mir bloß, gewiß aber war das Licht auf ihrer Stirne schon verloschen.

Am nächsten Morgen verließen die beiden das Haus, die Alte aber lehnte am Tor und schwieg, doch schaute sie drein, recht wie aus weiter Ferne, wie vom Himmel. Als ich die beiden vorm Bahnhof ablud, ermahnt' ich sie: „Andrij, Iwan, nur immer vorwärts, nie gewichen, denkt fortan bloß an mich, euern Vater, denn eure Mutter, die ist am Tore gestorben! . . .“

Bis in die Dämmerung hinein blieb Maxym bei den Pferden auf dem Acker; er schwieg nunmehr, gab keinen Laut von sich. Die Kinder, die mit den Schafen von der Weide kamen, und die Leute mit den Pflügen störten ihn durch keinen Gruß. Besudelt mit Morast, abgerissen, hinkend, schien er ganz in den Boden zu sinken.

*

Spät abends, nachdem Maxym die Kühle und Pferde gefüttert und die Schafe gemelkt hatte, betrat er die leere Stube.

„Verstummt bist du, Unselige, erstarrt, als hätte dir jemand ein Messer durch die Brust gestoßen, unfähig auch nur einen Laut hervorzubringen. . . Dennoch getrau ich mich, aus dir noch ein wenig Glut hervorzuscharren!“

Er buk sich einen Maiskuchen, tat ein reines Hemd an und aß schweigend. Dann kniete er vor den Heiligenbildern nieder und betete: „Gottesmutter, sei du Wirtin diesem Haus, du mit deinem Sohn in der Mitten, Andrij und Iwan euch zu Seiten! Du gabst einen, ich zwei Söhne.“

Widmung an Taras Schewtschenko zur Jahrhundertfeier seiner Geburt

Er war ein Bauernsohn, und ist ein Fürst im Reiche der Geister geworden.

Er war ein Leibeigener, und ist eine Großmacht im Reiche der menschlichen Kultur geworden.

Er war ein ungeschulter Laie, und hat Professoren und Buchgelehrten neue, lichte und freie Bahnen gewiesen.

Er seufzte zehn Jahre unter der russischen Soldatenmuskele, und hat für die Freiheit Russlands mehr getan, als zehn siegreiche Armeen.

Das Schicksal verfolgte ihn im Leben, soweit es konnte und vermochte doch das Gold seiner Seele nicht in Rost, seine Menschenliebe nicht in Haß und Verachtung, sein Gottvertrauen nicht in Verzweiflung und Pessimismus zu verwandeln.

Das Schicksal sparte ihm nicht Leiden, aber es kargte auch nicht mit Freuden, welche aus einer gesunden Lebensquelle flossen.

Und es hat ihm das Beste und Kostbarste doch erst für die Zeit nach dem Tode vorbehalten — unvergänglichen Ruhm und die immer neu hervorblühende Freude der Millionen Menschenherzen, welche seine Werke immer hervorrufen.

Das war und ist für uns Ukrainer Taras Schewtschenko.

Iwan Franko

Sonnenuntergang in Podolien

(Juni 1920)

1.

Es lag der Sonne Scheideglanz,
 verklärend rings den Himmelssaum,
 im lauen Streite mit dem Licht,
 das, aus der Silbersichel sickend,
 der Mondehnähe sich entrang.
 Der Bäume dichte Dämmerschatten
 durchwirkt ein reger Zauberdrang:
 es wühlt, dem Blättergrün zu gatten
 in reicher Fülle Sonnengold,
 es zuckt wie Liebesblicke hold . . .
 Doch siehe! süßer anzuschauen —
 dort in kristallgewölbter Höhe
 ein wundersamer Feuerschein,
 der fließend immerfort sich teilt,
 alsbald zu neuem Farbenspiel
 die Lichter raffend wie den Schmelz
 mit heitner Blißesschnelle eilt:
 ein meisterhaftes Vollbemühen
 der Schönheit Krone aufzuglühen,
 solang der Stunde Gunst noch weilt.

2.

Geronnen sind mit eins die Farben,
 noch eben lauter Schmelz und Glanz,
 in Schutt hinabgesunken ganz
 die glidurchwogenen Feuergarben.
 Ein Wölklein rosenrot, alleine
 treibt im erblaßten Himmelsraume
 schier atemlos, als wie im Traume,
 gleich abgewehten Blütenflocken:
 du siehst es, und die Pulse stocken! —

Alexander Popowicz

Übersetzungen aus polnischer Lyrik¹⁾

Aus Bauernhütten

Er weidete das Vieh und ging aufs Feld,
säß unter Weiden an des Baches Rand,
dem Wellenrauschen lauschend unverwandt,
daß sich im Baumgeslüster still gesellt.

Er gab das Weiden auf und kaufte sich
ein Geiglein . . . Wenn drauf sein Bogen glitt,
dann riß er so die Bauernleute mit,
daß alle tanzten,tranzen fürchterlich . . .

Ob Schäke wohl in seiner Seele lagen? . . .
Vielleicht wär' in der Stadt ein großer Mann
aus ihm geworden, ein Künstler, viel umworben . . .

Doch hier verkümmert alles ohne Klagen . . .
Heut' spielte er sich auf, betrunk sich dann,
und ist in Fehren hinterm Zaun gestorben.

Jan Kasprowicz

Die Trauer der Stadt

Mit bewegtem Herzen, wie unten dort die Straßen
wo, aleich Mühlenst innen lärmend, Menschen gehen
und die Häuser drückend beieinander stehen,
blick' ich in den Hof, der öd ist und verlassen.

Rings sind Dächer, graue Schöle bloß zu sehen,
sanft vergoldet von der Abendsonne blässen
Strahlen. Grau der Himmel von des Rauches Massen.
Und irgend weit sind: Blumen, Täler, Höhen.

Kaum noch glaube ich ans Gras auf Wiesenplänen
hier, wo nur die Spähen an Natur mich mahnen,
wenn sie mit den Flügeln an die Rinnen schlagen.

Und wie wenig könnt' mich jetzt ins Glückland tragen:
Still zu gehn mit bloßem Haupte ganz allein
längs dem Stromesstrand im Abendsonnenschein . . .

Leopold Staff

Über Wiesen, über Feldern

Über Wiesen, über Feldern,
über still verträumten Wegen,
auf der Heide, in den Wäldern
und dem bleichen Mond entgegen,
in den fernern lichten Räumen,
wo die Sphärenharfen klingen,
geht mit einem Flot von Träumen
meiner Seele leises Singen.

Kazimierz Przerwa-Tetmajer

¹⁾ Diese Gedichte sind Nachdichtungen von Lorenz Scherlag, Wien, und der Anthologie moderner polnischer Lyrik des gleichen Verfassers aus dem Amalthea-Verlag, Wien, entnommen.

Galizien und Galizier in der deutschen Literatur

Von Hermann Sternbach

Soviel ich weiß, hat von den deutschen Literarhistorikern bis nun keiner den Versuch unternommen, zu zeigen, in welchem Grade Galizien und Galizier an deutschem Geistesleben sich beteiligten oder zumindest interessierten. Während man nicht gerade selten in literarischen Zeitschriften über deutsche Dichter in Amerika, Argentinien oder Brasilien usw., schrieb und schreibt, so ist das Kapitel „Galizien“ bis auf den heutigen Tag ungeschrieben geblieben. Diese Zeilen freilich erheben nicht den geringsten Anspruch darauf, für erschöpfend oder vollständig zu gelten; sie sollen nur ein Fingerzeig, eine Anregung sein.

Es gab eine Zeit, in der deutsche Dichtung und deutsche Wissenschaft hier nicht geringen Einfluß übten, und Männer wirkten, die manches Scherflein zum Bau deutschen Dichtens beitragen, sei es durch originelle Schöpfungen, sei es als Vermittler zwischen der polnischen, beziehungsweise ruthenischen und deutschen Geisteswelt. Hier hat die Wiege so mancher gestanden, deren Namen weit über die Grenzen Galiziens hinaus einen guten Klang hatten. Auch das ist wahr: Viele waren von hier fortgezogen und ihres Wirkens beste Zeit fand sie in Österreich, Deutschland oder anderswo — und dann vergaß man oder wollte mit Absicht vergessen, woher sie kamen und welcher Boden ihre Jugend nährte. Es war ja bis auf das Jahr 1914 Mode, über Galizien die Achseln zu zucken und zu glauben, man wisse alles, wenn man es als Bärenland zu bezeichnen beliebe. Es mag ja auch heute noch in Galizien Bären geben — aber die Menschen sind auch noch nicht ausgestorben. Und unter denen, die hier lebten und leben, sind manche Werte zu verzeichnen. Es fehlen mir Quellen zur genaueren Erforschung alles dessen, was zur Erschöpfung des Themas gehörte, einige Namen aber will ich anführen, die es (wie mir dünkt) verdienen, daß man sich ihrer erinnere oder sie sich merke.

Wer interessierte sich „draußen“ für Galizien oder beschäftigte sich je damit in dem Maße, um es wirklich kennenzulernen? Man nannte es „Bärenland“ oder „Halbasien“ — und damit war das Wissen um dieses Stück Land erschöpft. Der literarisch Gebildete weiß über Galizien etwa nur das, was er bei Karl Emil Franzos nachgelesen hat. Franzos, der nachmalige Herausgeber der Berliner „Deutschen Dichtung“, hat als erster Galizien literarisch überwunden. Doch nicht entdeckt. Ihm waren auf diesem Gebiet zwei andere vorangegangen: und zwar Leo Herzberg-Fräinkel und Leopold Ritter von Sacher-Masoch. Dieses Galizien jedoch schien den Literarhistoriker nicht sehr zu interessieren.

Die wenigen Notizen, die hier geboten werden, gelten dem neunzehnten Jahrhundert. In früheren Zeiten mag der Anteil ein größerer gewesen sein. Es ist charakteristisch, daß des Landes östlicher Teil an deutscher Dichtung weit mehr beteiligt ist als der westliche, wesentlich polnische. Von den Städten schreiten im Osten anderen voran: Lemberg, Brody und Tarnopol; im Westen Krakau und Tarnow. Lemberg war zu österreichischer Zeit Mittelpunkt vieler Behörden, es besaß eine große Garnison und es waren in erster Reihe Beamten- und Offizierssöhne, die hier ihre Heimat fanden. Dasselbe ungefähr gilt für Krakau. Beide Städte hatten obendrein auf ihren Universitäten die deutschen Katheder vorzüglich besetzt (Bratranek, Richard Maria Werner, Wilhelm Creizenach). Von Brody war die sogenannte Haskala (Aufklärung) ausgegangen, die sich an der deutschen Aufklärung und an deutschen Klassikern nährte, und in nicht geringem Maß das Interesse für deutsche Bildung weckte. Auch die polnische Literatur jener Zeit hatte vielfache Be- rührung mit der deutschen und konnte das Interesse nur steigern.

Im folgenden seien einige Persönlichkeiten genannt! Einer älteren Generation gehört Emma Wanda von Arbeiter (geb. 1819 in Lemberg), eine Lyrikerin, zugleich wohl die erste studierende Galizianerin. Sie studierte Medizin an der Wiener Universität. „Lenzblätter“ heißt ihre 1835 erschienene Gedichtsammlung. — Der Dichter der „Griseldis“, „Des Fechters von Ravenna“ u. a., Eligius von Münch-Bellinghausen, in der Literaturgeschichte unter dem Namen Friedrich Halm bekannt, ist in Krakau geboren (1809), wo sein Vater Appellationsgerichtsrat war. Leo Herzberg-Fräinkel (geb. 1827 in Brody) wirkte eine Zeit lang an Bäuerles „Wiener Theaterzeitung“ mit, und ward dann Redakteur der von dem damaligen österreichischen Ministerpräsidenten Fürsten Schwarzenberg gegründeten „Reichszeitung“. Von Herzberg-Fräinkel stammen die „Bilder aus Russland und Bessarabien“ (Wanderungen durch die dortigen deutschen Kolonien), „Polnische Juden“, „Geheime Wege“. Als einer der begeisterten Repräsentanten des Deutschtums im Osten ward der im Jahre 1808 in Lemberg geborene Moriz Rappaport bezeichnet, der Herausgeber der „Leseflätter“, einer literarischen Beilage der offiziellen „Lemberger Zeitung“. Von seinen vielen Schöpfungen seien erwähnt: „Mose“, ein episches Gedicht; „Goethe“, Gedichte, seinen Manen geweiht; „Festgedichte zur Lessingfeier 1870“; „Hebräische Gesänge“ und das Drama „Esterka“. — Treue Liebe seiner Heimat bewahrte Leopold Ritter von Sacher-Masoch, geb. 1836 in Lemberg, wo sein Vater Polizeichef war. Er ist einer der besten Kenner Galiziens und einer der fruchtbarsten Schriftsteller, die es überhaupt je gegeben hat. Sein Name ist auch diesen bekannt, die seine Romane nicht kennen. Der

berühmte Psychiater Krafft-Ebing hat ihn als den Urtypus eines „Masochisten“ bezeichnet. Sacher-Masoch hat eine Unzahl von Romanen und Erzählungen geschrieben. In einem Teil derselben ist ein gutes Stück galizischen Lebens abgespiegelt, in den anderen Romanen aber treten seine, besonders nach der sexuell-pathologischen Seite gerichteten Neigungen kräftig zutage. Vorübergehend redigierte er die „Bellettistischen Blätter“ in Budapest, die internationale Revue „Auf der Höhe“ in Leipzig und das Feuilleton der „Neuen Badischen Landeszeitung“ in Mannheim. In Laubes Theaterzeit führt uns Emil Claar (geb. 1842 in Lemberg), der zuerst unter Laubes Direktion am Burgtheater, hierauf am Stadttheater in Leipzig tätig, als Regisseur ans Hoftheater nach Weimar berufen wurde. Nachdem er vom 1876—1879 die Direktion des Berliner Residenztheaters innegehabt, wurde er zur Leitung des Stadt- und Operntheaters nach Frankfurt a. M. berufen. Von Claars Dichtungen seien erwähnt die Dramen: „Simson und Delila“, „Shelley“, „Die Schwestern“, „Königsleid“; von seinen Gedichten: „Weltliche Legenden“ und „Vom Baume der Erkenntnis“. Von gutem Klang ist der Name des Bibliothekars des österreichischen Reichsrats, Siegfried Lipiniers (geb. 1856 in Jaroslau). Außer seiner vorzüglichen Verdeutschung der Dichtungen Adam Mickiewicz' erwähne ich seine epische Dichtung „Renatus“ und „Den entfesselten Prometheus“, von dem Nietzsche an seinen Freund Rohde damals schrieb: „Alles ist wunderbar, und mir ist, als ob ich meinem erhöhten und verhimmlichten Selbst darin begegnete.“ Dieses Gedicht hat auf Nietzsches eigene Poesie unzweifelhaft gewirkt. Marie von Klement (geb. 1857 in Krakau) hat ein „Novellenbuch“ und den „Roman einer Träumerin“ geschrieben. Oskar Welten (geb. 1844 in Lemberg) erregte vorübergehende Aufmerksamkeit durch seine Leihbibliothekenfrage, d. h. durch den Kampf gegen das gewerbsmäßige Verleihen von Büchern. Er arbeitete an der Berliner „Täglichen Rundschau“ und verfasste viele Dramen, besonders Lustspiele: „Charlotte Corday“, „Ein Weib der Revolution“, „Eine Heirat auf Probe“ u. a. In Prosa: „Nicht für Kinder“, Novellen; „Buch der Unschuld“, „Fatale Geschichten“. Mit dem eingangs erwähnten und verdienten Karl Emil Franzos polemisierte Rudolf Tambour (geb. 1858 in Lemberg), der Herausgeber der „Blätter zur Hebung des Geschmacks auf dem Gebiete der neuesten deutschen Literatur“ (1884) und Gründer der längst eingegangenen Zeitschrift „Die literarische Gesellschaft in Wien“. Tambours Gebiet waren Schwank und Humoresken. Alfred Ritter von Wurzbach, Edler von Tannenberg (geb. 1846 in Lemberg) förderte durch Übersetzen den geistigen Verkehr zwischen Deutschen und Polen. Er verfasste auch „Lieder an eine Frau“, und beschäftigte sich besonders mit Kunstgeschichte. Von ihm

stammen: „Meister der niederländischen und spanischen Schule“ (1878); „Französische Maler des 18. Jahrhunderts“; „Geschichte der holländischen Malerei“ und „Niederländisches Künstlerlexikon“ (1904). Ludwig Scharf (geb. 1844 in Lemberg) war 1877 bis 1879 als Kollaborator an der Hofbibliothek zu Wien tätig. Er gab „Studien und Skizzen“ heraus. Albert Zipper (geb. 1855 in Lemberg), Gymnasialprofessor und Dozent für deutsche Sprache und Literatur am Lemberger Polytechnikum¹⁾, ist als Verfasser der bei Reclam erschienenen „Erläuterungen zu den Meisterwerken deutscher Literatur“ wohlbekannt. Er übersetzte viel aus dem Polnischen. Unter seiner Redaktion erschien die erste Gesamtausgabe der poetischen und dramatischen Werke Schillers in polnischer Sprache. Er ist zugleich Mitherausgeber und Mitverfasser des ersten großen polnisch-deutschen und deutsch-polnischen Wörterbuchs (Intender-Zipper-Konarski). Von seinen eigenen Dichtungen seien erwähnt: „Juristenbrevier“ (Lehrgedichte), „Fritzchen Stümperleins Buch der Lieder und junge Leiden“, „Das Lied vom deutschen Wort“ und „Gedichte“. Außerdem hat Zipper auch vieles in polnischer Sprache geschrieben.

Hans Pokorný, bekannt unter dem Pseudonym Hans Weber-Lutkow ist 1861 in Lemberg geboren, studierte Jus und Philosophie in Lemberg und Wien, war Richter in Wien und Salzburg, lebt jetzt in Lowce bei Radymno. Er schrieb Geschichten aus Kleinrussland: „Schlummernde Seelen“ und „Die schwarze Madonna“; „Bilder aus der französischen Revolution“ und ein Drama „Longwood“. Unweit von Lemberg, in Podhajce wurde der bekannte Shakespeare-Forscher Adolf Gelber geboren, der Redakteur des „Neuen Wiener Tagblatts“; der Anglist an der Wiener Universität, Leon Kellner, ist ein Tarnower, Alexander Brückner, der Slawist der Berliner Universität ist in Tarnopol (1856) geboren.

Die jüngere Generation ist an Zahl geringer. Ihr gehören an: der unlängst verstorbene, wertvolle Thaddäus Rittner (geb. 1873 in Lemberg), dessen Name in ganz Deutschland geachtet wird.

Spiridion Wukadinovic, der durch seine Forschungen über Kleist, Goethe und Grabbe in weiten Kreisen bekannte Germanist, ist zwar ein Wiener von Geburt (1870), aber als Professor der Krakauer Universität ist er dem galizischen Kreis verbunden. Er ist nicht nur Gelehrter, sondern auch Dichter, der sich als solcher bislang unter dem Pseudonym Siegmar Wülfing barg. Von ihm sind gedichtet: „Die Lustigen von Weimar“, ein Rokokospiel aus der Goethezeit und das fünfaktige Drama „Doktor Margit“, die beide mit gutem Erfolg auf den deutschen Bühnen in Łódź und Bielsz aufgeführt wurden.

¹⁾ Ist inzwischen in den Ruhestand getreten.

Leo Grünstein (geb. 1876 in Lemberg), Verfasser verschiedener Essays über vergleichende Literatur- und Kunsthistorie, darunter: „Die Bildnisse J. H. Marcks“, Übersetzer aus dem Slawischen; Anton Lindner (geb. 1878 in Lemberg), eine Zeitlang Redakteur des „Hamburger Fremdenblatts“; Hermann Menkes (geb. 1865 in Brody), Redakteur des „Czernowitzer Tagblatts“, schrieb „Aus Rotruszland“, „Skizzenbuch eines Einsamen“. Erst im Frisch (geb. 1873 in Strzyż) übersetzte aus dem Polnischen (A. Strug), dichtete „Das Verlöbnis“, schrieb „Von der Kunst des Theaters“ und ist gegenwärtig Redakteur der Zeitschrift „Der neue Merkur“. Ueber „Heine“ und „Henrik Ibsens Kunstschausungen“ schrieb der vor einem Jahr verstorbene Max Bienenstock (geb. 1882 in Tarnów), der aus dem Polnischen übersetzte und auch eine Zeitlang an dem „Deutschen Literaturblatt“ mitarbeitete. Als ein reger Vermittler zwischen polnischer und deutscher Literatur kann Lorenz Scherlag (geb. 1881 in Chorostkow) angesehen werden. Er gab jüngst in deutscher Uebersetzung eine umfangreiche Anthologie „Polnische Lyrik“ heraus. Hermann Sternbach (geb. 1880 in Drohobycz), gab vier Gedichtsammlungen heraus („Dunkle Stunden“, „Ein Erntelied“, „Sommerfeier“, „Adam der Mensch“), ein kleines Skizzenbuch („Wenn die Schakale feiern“) und Nachdichtungen aus dem Lateinischen („Die Elegien des Tibull“, „Die Elegien des Properz“, „Martials Epigramme“); „Komme, o Morgen!“ (Hymnen der Sehnsucht) und „Catulls Liederbuch“ erscheinen demnächst. Auch der Philosoph und Ästhetiker Johannes Volkelt, geb. 1848, war von Geburt ein Galizier; seine Wiege stand in Lipnik, einem galizischen Städtchen. Volkelts nächster Nachbar und nachmaliger Freund, Franz Studnicka, Professor für klassische Archäologie an der Universität Leipzig, stammt aus Jaslo (geb. 1860).

Regennacht

Von Hermann Sternbach

An die Fensterscheiben pocht der Regennacht Monotonie
mit Silbernägeln. Lampenlicht sirrt gelb und heiser
in den Stuben. Draußen foltert Wind die Reiser,
in den Wipfeln rauschen Wollensymphonien
und Schattenschauer laufen — keiner weiß: wohin?

*

Die Augenblicke des Selbstvergessens gehören
zu unseren schönsten Erinnerungen.

Hermann Sternbach

Rundschau

Betrachtungen aus Deutschgalizien

Von einem Deutschgalizier

I.

Das Deutschtum in Kleinpolen hat sein ganz eigenständliches Leben. Wer von Oberschlesien, aus dem posenschen Teilgebiet, Danzig oder Deutschland zu uns kommt, ist fast immer außerordentlich überrascht über das, was er hier findet. Ein buntes Völkerbild bietet sich dem fremden Besucher, besonders des östlichen Kleinpolens, dar. Wer etwa an einem Markttage in ein kleines ostgalizisches Städtchen kommt, findet ständig dasselbe lebhafte Bild. Auf dem zur Stadtgröße riesigen vierseitigen Ringplatz steht Wagen an Wagen in buntem Durcheinander, die Pferde fressen ihr vorgeworfenes Heu, und ein lautes Schreien und Zurufen regelt den Verkehr von Fußgängern und Führern, die sich mühsam durch den unordentlich aufgestellten Wagenpark hindurchzwängen. Auf jedem Wagen sitzt in malerischer Tracht ein Ruthene oder eine Ruthenin, sorgsam nach allen Seiten den Inhalt des Wagens mit den Augen behütend. Auch während sie mit Kunden, die sich zwischen den Wagen hindurchdrängen, handelt und feilscht — immer auf der Hut, daß ihr nichts gestohlen wird. Zwischen den Wagen sieht man, neben vereinzelten besser gekleideten Damen, die große Menge der langbärtigen mit schmuckigen und oft zerrissenen Haftanen bekleideten jüdischen Händler umhergehen und um die Waren feilschen. Dazwischen stehen wohl einige Adlerwagen mit sauberen, ordentlichen Brettern, mit größeren und wohlgenährten Pferden und gutem Pferdegeschirr. Oft erkennt man auf diese Weise schon den Wagen des deutsch-galizischen Bauern von den anderen heraus. Und wer — vom Westen kommend — durch die ruthenischen Dörfer Ostgaliziens fährt, erkennt von weitem, wenn er sich einem deutschen Dorf nähert. Gerade Straßen, saubere Häuser mit ordentlichen Schornsteinen, fast lauter ziegelgedeckte Gebäude, Säulenvorhallen in der Mitte der Vorderfront des Wohnhauses, gepflegte Gärten mit ordentlichem Gartenzaun heben die Art des deutschen Dorfes von den slawischen Dörfern deutlich ab.

Aber nur selten kommt man auf einer Reise durch unser Land in solch ein deutsches Dorf. Weit verstreut, als kleine Inselchen im slawischen Völkermeer, liegen hier und da verstreut deutsch-evangelische und deutsch-katholische Kolonien. In die Städte sind dann im Laufe der anderthalb Jahrhunderte, die die Deutschen hier wohnen, viele Jugendliche eingewandert, um dort einen Beruf zu finden, wenn die große Zahl der Geschwister auf der Wirtschaft nicht dauernd Arbeit fand. Die Hauptmasse des hiesigen Deutschtums beruht aber auf dem bodenständigen Bauerntum. Wenn der fremde Besucher aus dem Westen das Leben und die Wirtschaftsführung des hiesigen Bauern sich genauer ansieht, dann wird er weiten Abstand und Rückstand gegenüber moderner Landwirtschaftsführung finden. Er wird auch eine gewisse Beeinflussung des deutschen Charakters durch das unwohnende Völkergemisch feststellen und über manches, was sein Auge erblickt, verwundert den Kopf schütteln. Er wird leicht und schnell mit Kritik bei der Hand sein. Und doch, es ist ein wahres Wunder, daß solch bewußtes, starkes und lebendiges Deutschtum sich durch 150 Jahre fast ohne jede Pflege vor all dem Ansturm fremder Kultur, fremder Sitte und fremder Sprache erhalten hat. Wieviel städtisches Deutschtum ist hier gezwungen, tagaus tagein im Berufe und im Verkehr nur der polnischen Sprache sich zu bedienen. Wie selten sieht man im Großstadtleben einen

Volksgenossen, und wie leicht kann man der Muttersprache sich da entwöhnen. Nur die unbestreitbar vorhandene urwüchsige deutsche Bauernkraft vermag sich dem Ansturm des Anders-Völkischen entgegenzustemmen.

1781 hat Kaiser Josef II. (nicht österreichischer, sondern damals noch deutscher Kaiser) zur Auswanderung nach dem fernen Galizien die Werbetrommel in dem heutigen Süddeutschland röhren lassen. Man vergibt zu leicht, daß jene Ansiedler keine Auslandsdeutschen wurden, daß ihre Auswanderung nicht über die Grenzen ihres damaligen deutschen Vaterlandes hinausging. Galizien gehörte ebenso unter ihres Kaisers väterliche Obhut wie Schwaben und die Rheinpfalz, wo so viele herkamen. Die Umiedlung der Auswanderer war nur ein Wohnungswechsel im Vaterlande. Aber es mochte wohl vieles locken, was Kaiser Josef den Kulturpionieren, die nach Galizien gehen sollten, versprach: Wirtschaftlich günstige Lage — Bauernfreiheit — Religionsduldung für die Evangelischen.

Mit viel Hoffnungen machten sich unsere Ahnen auf den Weg. Viele Enttäuschungen empfingen sie am Ziel. Der Weg selbst war eine harte Probe. Niemand hatte sich für eine 70 tägige Wanderung eingerichtet, und manch eine junge Mutter mit ihrem kleinen Kindlein verzweifelte unterwegs. Krankheiten überfielen die Alten, manche mußten unterwegs in die Erde gebettet werden, und entmutigt kamen die meisten im Siedlungsgebiet an. Die Hoffnung hatte sie bis dahin noch aufrecht erhalten. Aber neue Enttäuschung sollte sie in der neuen Heimat von Anfang an bitter werden lassen. In vielen, vielen Fällen waren die Ansiedlungswohnungen nicht fertig, die Deutschen wurden in unheimliche jüdische Wirtshäuser oder in schmutzige kleine Ruthenenhütten einquartiert. Als sie dann an ihre Arbeit gehen sollten, da war es härtere Arbeit als sie gewohnt waren, die ihrer wartete. Das Roden der stachlichen Sträucher und dornigen Hecken, die weithin die Erde bedekten, war eine mühselige Arbeit. Was die Freiheit in der Religion betraf, mußte man auch Enttäuschungen erleben. Die Katholiken kamen ja zwar zu Glaubensbrüdern und könnten erwarten, daß es ihnen besser ginge als den religionsfremden Protestanten im katholischen Lande. Aber die Geschichte bewies, daß das ein Irrtum war. Die slawischen Glaubensgenossen bedeuteten eine gewaltige Gefahr für ihr Volkstum. Und die Politik der Kirche glaubte eine Polonisierung oft mit Gewalt durchsetzen zu müssen. Da waren die Protestanten durch den Gegensatz in ihrem Glauben geschützter. Aber es war doch nur Religionsduldung, was sie fanden. Kirchen, d. h. mit Türmen versehene Gotteshäuser, durften sie nicht bauen, Glocken durften sie nicht läuten, und in der Stadt durften ihre Gotteshäuser keine Ausgänge zur Straße haben. Es war schmerzlich, daß die zu schwerer Kulturarbeit und zu wirtschaftlichem Vorbild gerufenen Menschen in ihren Religionsrechten hinter denen zurückstehen sollten, denen sie als Vorbild zu leuchten hatten. Auch mit der Bauernfreiheit war es zweifelhaft bestellt. Mehrere Tage der Woche mußten auch hier die eingewanderten und angesiedelten Deutschen dem Grundherrn sachliche und persönliche Dienste leisten und mit ihrer fortgeschritteneren Art der Wirtschaftsführung die Güter unentgeltlich bearbeiten. Als letztes kam die überaus unglückliche Form der Ansiedlung selbst. In unendlich vielen kleinen Teilchen hatte der einzelne Bauer sein Feld und seine Wiesen nach den verschiedensten Richtungen des Dorfes hinaus verstreut. Das wurde ein schweres Hemmnis für die Wirtschaftsentwicklung, und daran tragen die deutschen Kolonisten auch heute schwer. Dazu kam, daß unmittelbar am Fuß der Karpaten viele der kleinen Kolonien steinigen Boden bearbeiten mußten und nur spärlichen Ertrag mit allem Fleiß und Schweiß ihm abzuringen imstande waren.

Trotzdem aber hat zähe Festigkeit und treue deutsche Art all diese Enttäuschungen überwunden, und im Kampf nach vielen Fronten haben die Deutschen Kleinpolens — ihre Aufgabe als Kulturpioniere dem Lande treu erfüllt. Sie haben sich mit blutsaurer Arbeit das Heimatrecht erkauft und allen widrigen Verhältnissen und aller Versuchung im Völker-

meer zum Troz die Verse des wunderbaren Schwabenliedes auch in unserem Lande zur Wahrheit gemacht:

Wo des Schwaben Pflug das Land durchschnitten,
Wird deutsch die Erde, und er weicht nicht mehr!

II.

Die Zahl der Deutschen in Kleinpolen ist umstritten. In den Städten fühlen sich viele gute Deutsche als Geschäftsleute bei Volkszählungen um ihrer Existenz willen gezwungen, polnisch als ihre Nationalität anzugeben. Auf dem Lande wohnen viele Deutsche in verstreuten ruthenischen Ortschaften, so daß man von ihrer Existenz kaum etwas weiß. Wenn man alle zusammenzählt, dürfte die Zahl 100 000 fast erreicht werden. Die kleinere Hälfte sind Protestanten und die größere Hälfte Katholiken. Ob man alle ihrer Herkunft nach deutschen Katholiken noch heute zu unserem Volkstum rechnen kann, ist aber recht zweifelhaft. Die Glaubensgemeinschaft mit den Slawen hat unserem deutschen Volkstum hier stark geschadet. Jetzt endlich beginnt man sich, nachdem durch die Zuteilung Ost-Oberschlesiens an Polen viele deutsche Katholiken dem polnischen Staat einverlebt wurden, daß im östlichen Kleinpolen deutsche Katholiken in schwerer völkischer Bedrängnis leben. Das Gute hat die Einverleibung Ost-Oberschlesiens in den polnischen Staat mit sich gebracht, daß man hierzulande gelernt hat, daß katholisch und polnisch nicht dasselbe bedeutet. In kirchlichen wie in staatlichen Kreisen hatte man bis dahin diesen völkischen und kirchlichen Begriff gleichgesetzt.

Vor 25 Jahren waren auch die evangelischen Deutschen unseres Landes noch ohne jede völkische Pflege. Ja, allerdings hatten sie von jeher ein treffliches Instrument, das ihnen durch die 150 Jahre in schwerer völkischer Bedrängung Schild und Waffe gewesen ist, ohne daß es ihnen zum Bewußtsein gekommen wäre: Das ist unsere Kirchen- und Schulorganisation. Man muß beides in einem Atemzug nennen, denn es ist auf das engste miteinander verbunden, ja, beides steht in völliger Lebensgemeinschaft. Diese Kirchen- und Schulorganisation bildet vielleicht geradezu unser Charakteristikum. Ideale demokratische Freiheit für jede Gemeinde im Kirchen- und Schulwesen ist die Grundlage unserer Kirchenverfassung. Und wenn viele unserer Volksgenossen, die von Westpolen herkommen, sagen: Was kann aus „Skandalizien“ Gutes kommen, so möchten wir allen zurufen: Kommt und seht. Nur ein paar Stichworte sollen neugierig machen und zeigen, was deutsch-galizische Lebendigkeit geschaffen hat:

Die ärmste deutsch-evangelische Diasporakirche mit der denkbar freiheitlichsten Statutarverfassung, die die größten inneren Missionsanstalten Polens in ihrer Mitte trägt (Sökkersche Anstalten).

Ein völlig vom Staat unabhängiges privates Volksschulwesen mit selbst erhaltenen Schulen für die kleinsten Gemeinden.

Zwei private deutsche Gymnasien, durch schwerste Zeiten und in harten Kämpfen mutig hindurch gerettet.

Das einzige eigentliche deutsche Volkshochschulheim in ganz Polen (die erste deutsche Auslandsvolkshochschule überhaupt) mit ihrem vorbildlichen Jugendleben, in der sich deutsche Jugend aus allen Landesteilen trifft und kennenlernt.

Das Deutschum Kleinpolens sieht man wohl gewöhnlich als das zahlenmäßig und kulturell geringste und niedrigste, als fast bedeutungslos für das Deutschum Gesamtpolens an. Vielleicht erweist es sich doch einmal, daß hier falsche Maßstäbe angewandt werden. Wenn die Lage der Deutschen in den verschiedenen Landesteilen Polens historisch, kulturell, sprachlich, politisch und kirchlich eine durchaus verschiedene ist, so ist es doch vielleicht wert, auch aus der Eigenart des kleinpolnischen deutschen Volksplitters seine Beobachtungen zu machen und seine Schlüsse zu ziehen.

Wir haben auch schon vor dem Kriege in Galizien in „Polen“ gelebt. Unser früheres österreichisches Kronland besaß eine besondere Autonomie,

es herrschte als innere Amtssprache polnisch, durch den Kriegsausfall ist hier bei uns nicht viel geändert. Das unterscheidet uns von all den übrigen Landesteilen Polens in außerordentlichem Maße. Wir haben nach dem Kriege in den Behörden dieselben Beamten, die wir auch vor dem Kriege hatten; wenn wir daher vor dem Kriege mit ihnen auskömmlich lebten, so änderte sich darin meistens wenig, nur wenn Beamte aus anderen Landesteilen zu uns kamen, wurde öftmals der Kurs uns Deutschen gegenüber ein anderer. Weil wir unter einer anders nationalen Obrigkeit schon seit Menschengedenken unser Leben zu führen haben, ist das deutsche Minderheitenleben Kleinpolens schon von jeher als unabhängig vom Staate organisiert. Man hatte zu Österreichs Zeiten im Laufe vieler Jahrzehnte endlich ein gewisses „schiедlich-friedlich“ herausgearbeitet. Dieses „schiедlich-friedlich“ mit seinen Nachteilen, aber auch seinen großen Vorteilen, haben wir im großen und ganzen auch heute noch. Ob nicht das Deutschtum anderer Teilgebiete gut täte, hier einmal gründlich zu studieren und sich langjährige, ja Jahrzehntelange völkische Kämpfe und historische Erfahrungen zunutze zu machen? Es sind doch laut redende Zahlen, wenn die evangelischen Deutschen Kleinpolens mit ihrer Seelenzahl von kaum 40 000 in 125 Gemeinden 95 eigene gottesdienstliche Stätten, 85 eigene Privatschulen haben und 24 Pfarrgemeinden bilden, von denen manche zwei und mehr Seelsorger haben. Dazu bauen sich zahlreiche unserer Gemeinden gerade in diesen Jahren Gemeinde- oder Volkshäuser — oft mit primitiven Mitteln — auf eigene Kosten, um Gemeinschaft und Geselligkeit pflegen zu können.

Die Schwierigkeiten, unser Kirchen- und Schulwesen in dieser fast idealen Form durchzuhalten, liegen nicht nur auf materiellem Gebiet. Die Jöcklerschen Anstalten mit ihrem Grundsatz, kein Waisenkind, kein Alter und Siecher darf dem Glauben und dem Volkstum verloren gehen, müssen infolge unserer überaus armen Verhältnisse einen dauernden, überaus schweren Existenzkampf kämpfen. Über 500 Personen müssen gegenwärtig in diesen Anstalten unterhalten werden. Unsere Gemeinden haben vielfach die vollen Schulsteuern und Schulabgaben für die Erhaltung der öffentlichen Schulen in ihrer Gemeinde zu leisten und bringen daneben die großen Unkosten für Bau, Reparaturen, Lehrergehalt, Lehrmittel usw. ihrer eigenen deutschen evangelischen Privatschule auf. Schier unerträglich werden manches Mal dadurch die Lasten. Und doch wird so zäh an dem ererbten Vätergut der Schule festgehalten. Die evangelische Gesamtkirche, der die Schule vollständig eingegliedert ist, hat nun aber die überaus schwierige Aufgabe, die Pfarrer- und Lehrerwitwen und -waisen neben den pensionierten Pfarrern und Lehrern selbst zu unterhalten. Ergreifend Not herrscht vielmals in den Kreisen derer, die ein ganzes Leben im Dienst von Kirche und Schule im hiesigen Deutschtum gestanden haben. Wieviel Witwen müssen nach einem Leben als Pfarrers- oder Lehrersgattin im Alter mit ihrer Hände Arbeit, oft in niedrigsten Berufen, mühsam ihren Unterhalt für ihren Lebensabend verdienen.

Neben dieser materiellen Not steht die völkische. Es dürfte ja auch nicht leicht eine zweite Kirche völkisch, politisch und sprachlich so verschiedene Glieder umfassen wie unsere evangelische Kirche Kleinpolens. In ihr gibt es neben wenigen übergetretenen Juden eine merkliche polnische und eine in letzter Zeit überraschend wachsende ukrainische Minderheit. Wenn dazu nun noch lutherische und reformierte Gemeinden in ihr zusammengefaßt sind, dann kann ein dem kirchlichen Leben nicht fernstehender Mensch un schwer ermessen, mit welch großer Weisheit diese unsere Kirche geleitet werden muß. Der hiesige Superintendent, Dr. Theodor Jöckler, hat als die geeignete Persönlichkeit, über diese Aufgabe hinaus, auch starken Einfluß auf die Gesamtgestaltung des evangelischen Kirchenwesens in Polen ausgeübt. Selbstverständlich müssen in diesem für Außenstehende fast undurchdringlichen Chaos von Volkstum, Sprache und Bekenntnis die deutschen Belange durchaus sichergestellt sein. Das ist auch in weitgehendstem Maße der Fall.

Wenn beim hierländischen katholischen Deutschstummeiße Staatschulen mit polnischer Unterrichtssprache die Kinder sammeln und polnische Pfarrer die Gemeinde betreuen, so zeigt die Organisation der evangelischen Gemeinden, daß Kirche und Schule die festesten Stützen der heiligen Güter des angestammten Volkstums sind.

III.

Nicht einheitlicher Natur ist das kleine Völkchen der Deutschgalizier. Im Westen wohnen die „Altkolonisten“, von den polnischen Piasten des 13. und 14. Jahrhunderts ins Land gerufen, über das ganze Land zerstreut leben die „Schwaben“ Kaiser Josefs II., im Osten die „Egerländer“, die um 1800 angesiedelt wurden.

Bei einer volkskundlichen Betrachtung über das galizische Deutschstum scheiden aber die „Altkolonisten“ und die „Egerländer“ aus; erstere deshalb, weil ihr Zusammenhang mit unserem Deutschstum nur ein zufälliger ist und sie ihrem Wesen nach in den Kulturfkreis der deutschen Sprachinsel Bielitz-Biala gehören, letztere, weil an einschlägigen Forschungen über sie so gut wie nichts vorliegt.

Träger des deutschen Gedankens hierzulande ist bis jetzt der „Schwabe“ gewesen¹⁾. Nur darf er nicht als einheitlicher Mensch gedacht werden. In seinen Adern fließt wenig schwäbisches Blut. Er ist von Hause aus vor allem Pfälzer, Badener, Hesse. Im Laufe seiner bald 150 jährigen Geschichte ist das pfälzerische Element vermöge seiner zahlmäßigen Überlegenheit in ihm zum Durchbruch gekommen; und ist er auch ein anderer im Gebirge und ein anderer in der Ebene, so ist er doch überall der echte, gemütliche Pfälzer. Er spricht den Pfälzer Dialekt mit allen seinen regionalen Verschiedenheiten, ist bald „A Schwob“, bald „E Schwob“, bald „O Schwob“ (heim = ham, hem, hom). Seinen irreführenden Namen verdankt er dem slawischen Nachbarn, der den Deutschen entweder „prus“ oder „szwab“ nennt.

Seine Sitten und Gebräuche hat er in der kulturlosen Einöde mehr, in der Nähe der Stadt weniger, im ganzen aber recht treu bewahrt. Er stellt anlässlich des „Kirchweihfestes“ („Kerb“) noch immer den „Kerwebaum“ und läßt zur Weihnachtszeit noch immer den „Pelznickel“ alle schlimmen Kinder fürchten machen, am Neujahrsmorgen schickt er seine Buben und Mädchen zu allen guten Leuten „anwünschen“, und am ersten Pfingstag darf sein Sohn mit seinesgleichen auf geschnürrten Rossen singend durchs Dorf reiten — und wo treue Menschen ihm beim Bau seines Hauses geholfen haben, feiert er noch immer das Richtfest; wenn er ein Schweinchen abgeschlachtet hat, lädt er hier und da Freunde und Verwandte, Pfarrer und Schulmeister zur Mehlsuppe ein, der Hochzeit seiner Kinder weiß er, wenngleich er auch unter dem Druck der materiellen Not manchmal von den überlieserten Formen absieht, doch immer ein besonderes Gepräge zu geben.

Seine alten, schönen Lieder — teils aus der Heimat herübergebracht, teils hier selbst geschaffen — hat er, seitdem die Spinnstuben außer Mode gekommen sind, fast alle vergessen. In neuerer Zeit hat er sich mit zweifelhaften Produkten moderner Operettenkunst und ähnlicher leichter Ware beschönigen lassen. Es sind aber erfolgversprechende Bestrebungen im Gange, ihn zu den alten Liedern, die volksbewußte Menschen noch rechtzeitig aufgezeichnet haben, wieder hinzuführen.

Auch seine schönen, schlichten Volkstänze hat der deutsch-galizische „Schwab“, dem Zuge der Zeit folgend, zum großen Teile für minderwertige Stadtware eingetauscht. Wenn er auch die modernen Tänze aus einem natürlichen Gefühl heraus ablehnt, so kennt er doch fast nichts anderes als Walzer, Polka und ähnliche Rundtänze. Hier ist es vor allem die Jugend,

¹⁾ Im üngster Zeit beginnen auch die (katholischen) Egerländer im Bunde mit ihren schwäbischen Glaubensbrüdern ihr völkisches Leben zu organisieren. Doch steht diese Bewegung noch in ihren Anfängen.

die den Weg zu alter Volkskunst sucht und eine Erneuerung des Volks-
tanzes hier und da schon erreicht hat.

Zu Liedern, Geschichten, Märchen und Sagen hat der deutsch-galizische „Schwab“ die Erlebnisse in der neuen Heimat gestaltet. Ein ungemein reicher Schatz an Dichtung, mit dessen Hebung man gegenwärtig beschäftigt ist, läßt die Kraft der Produktion, die zum Teil heute noch lebendig ist, ahnen.

IV.

Als vor über 20 Jahren Agenten der preußischen Ansiedlungskommission nach Galizien kamen, um Siedler für das Posener Gebiet zu werben, ging es zur Abwehr wie ein Weckruf durch die Deutschen unseres Landes: „Einigkeit macht stark“. Wohl konnten einzelne nicht gehindert werden, die hiesige Heimat zu verlassen, aber eine Sturmwelle des Unwillens über den Verrat an der Heimat machte der Auswanderung ein schnelles Ende. Damals — es war in den ersten Jahren des neuen Jahrhunderts — begann vielleicht zum ersten Male seit der Ansiedlung lebendiges deutschbewußtes Leben durch unsere Kolonien zu pulsieren. Ohne Rücksicht auf Konfession und Stand, auf Stadt oder Land wurde ein einmütiger Zusammenschluß zur Tat. Der „Bund der christlichen Deutschen“ wurde gegründet, eine eigene Zeitung wurde geschaffen, die Kolonien mit Raiffeisenkassen fast bis zur kleinsten durchorganisiert, ein landwirtschaftlicher Verband übernahm die Verantwortung für den wirtschaftlichen Fortschritt.

Der Krieg hat dann vieles grausam zerstört oder doch zum Stillstand gebracht. In furchterlicher Weise hat das endlose Blutvergießen das hiesige Deutschstum mitgenommen. Ergreifend ist das Schicksal des Deutschstums im Lande „der Gräber und der Kreuze“ gewesen: Das große Jöcklersche Kinderheim war dreimal, zum Teil tagelang zu Fuß, auf der Flucht; jahrelang in einzelne Teile auseinandergerissen wurde es in Österreich und der Schweiz beherbergt, während an seiner Heimstätte in Stanislau Kriegswaisen, Kinder verschleppter Eltern und Kriegsfindlinge in erschreckender Weise die verhältnismäßig leeren Räume übervölkerten. Viele Kirchen und Schulen wurden vernichtet, ganze Gemeinden dem Erdboden gleichgemacht, und alles sollte und mußte aus eigener Kraft wieder aufgebaut werden. Dabei wurden aber im Laufe der Kriegsjahre und der fast noch schlimmeren ersten Nachkriegszeit fast alle deutschen Landwirte dreimal bis viermal gänzlich beraubt und ausgeplündert. Nur mit Schaudern können wir an so manchen durchlebten Tag und manche durchbebte Nacht zurückdenken.

Doch jetzt blüht neues Leben aus den vom Krieg geschaffenen Ruinen. Insbesondere zieht die nach dem Kriege wunderbar energisch eingreifende Jugendarbeit und Jugendtätigkeit unsere Augen auf sich. Lebendige Jugend in dem Lande des Todes — ein ergreifendes Bild. Von allen Seiten versucht man den tiefen sittlichen, kulturellen und seelischen Kriegsschäden und Nöten beizukommen. Guttempellogen bildeten sich, um bis ins kleinste deutsche Dorf hinein vor der sittlichen Verderbnis des Alkohols zu warnen. Jugendbünde auf der dreifachen Grundlage: „Evangelium, Volkstum, Rauschgifthaltung“, wollen neues Leben wenigstens in der jungen Generation schaffen. Im Westen und im Osten beginnt selbsttätige Jugend im Wandervogel, im bewußten Gegenseit gegen die sittliche Verderbnis des Krieges auf Reinheit und Naturerlebnis wieder aufzubauen. Stadt- und Landjugend beginnt in segensreiche Wechselwirkung zu treten. Kirchliche Jugendvereine beiderlei Geschlechts wachsen unter zielbewußter Leitung zu großer Bedeutung für unser deutsches Leben empor.

Aber wie unsere größte Not in der Vereinzelung besteht, wie die einzelne deutsche Familie im ruthenischen Dorf in ihrer völkischen und religiösen Einsamkeit friert und abzutumpfen droht, so ist auch für den einzelnen Jugendverein, für die einzelne Jugendgruppe eine der größten Nöte, daß man mit den andern nicht zusammenkommen kann. Die Entfernungen sind hier im Lande ja riesengroß und zwischen zwei deutschen

Dörfern liegen ja oft viele slawische Dörfer und jüdische Städtchen. So fehlen uns ganz besonders Sammelpunkte, in denen das vereinsamte deutsche Jugendleben seine rechte Gemeinschaft und Ergänzung finden kann.

Da erfaßte in den letzten Jahren der Verein der Deutschen Volkshöher in Lemberg seine Aufgabe, Kulturträger und Vermittler für Land- und Kleinstadtjugend zu werden. Auf Wanderungen, durch Spiel, Lied und Vortrag durchziehen sie alle ihnen erreichbaren deutschen Kolonien und bringen die Gewißheit, daß ein Band für alle Deutschen trotz aller Zerstreuung vorhanden ist. Besondere Bedeutung hat hier auch die in neuester Zeit entstehende Heimatdichtung für unser Jugendleben gewonnen. Noch vor einem Jahrzehnt war die Dorfbühne, wo sie überhaupt zum dörflichen Gemeinschaftsleben wirkte, außer in einzelnen Ausnahmen, in keiner Weise ihrer Aufgabe bewußt. Schnell sind wir in den Nachkriegsjahren von den albernen Liebesgeschichten zu Volksstücken, oft in der Heimatmundart, ja vielfach schon zu unjeren alten guten Klassikern vorwärtsgekommen. Die Oberklassen der Gymnasien, die Stanislauer Geisteswacht, die Dornfelder Volkshochschule und manche Dorfjugend für sich allein, haben den Schiller und den Körner und auch den Goethe hervorgeholt und Stücke von Rossegger und Lienhard gespielt. So wanderten die Volkshochschüler, die Räuber aufführend, durchs Land, Gymnasiasten spielten die Iphigenie und die Stanislauer Geisteswacht Wieland den Schmied, auch Trini, Hebbels Maria Magdalena seien als Proben der Höhe unserer Jugendbühnen genannt. Einen besonderen Sammelpunkt bekam deutsches Jugendleben durch das im Jahre 1921 in Dornfeld entstandene Volkshochschulheim. Als gerade die Bolschewiken mit ihrem Einfall drohten, wurde dieses Jugendwerk begonnen und hat sich wider alles Erwarten nun schon sechs Jahre zähe durchgehalten in allem Kampf und aller Not. Eine Gemeinschaftsstätte ist die Volkshochschule mit der großen Aufgabe: Sonne in die Herzen der Einsamen durch ideales Gemeinschafts- und Familienleben zu bringen. Hier soll einsame Diasporajugend Kraft für ihr Leben in der Einsamkeit sammeln. Es ist bezeichnend, daß hier in dieser armen, unbekannten, durch ihre Zerstreuung so schwachen deutschen Insel das erste deutsche Auslandsvolkshochschulheim gegründet wurde. Warum konnte das sein? Wir brauchen es in unserer Not am notwendigsten. Es war wirklich „notwendig“, wie kürzlich einer seiner Freunde schrieb, denn es soll „Not wenden“. Von dem Geist, der nicht nur in der Volkshochschule, sondern auch in der übrigen sich rührenden Jugend im Osten und Westen Kleinpolens lebendig ist, möge das Liedlein zeugen, das der Volkshochschule zu ihrem fünfjährigen Bestehen gesungen wurde:

Das Banner auf und vorwärts nun,
dem Morgenrot entgegen.
Wir schreiten vor, die Nacht zurück,
auf steilen, harten Wegen.
Der Himmel hoch ist unser Zelt,
und rückwärts drunter bleibt die Welt
in Rauch und Nebel liegen.
Vorwärts, wir müssen siegen!

Verschlungen gehn wir Hand in Hand,
verbunden Herz mit Herzen,
als Brudermenschen teilen wir
getreulich Freud und Schmerzen.
Wir ringen um ein neues Land,
wo Freiheit schlängt ein festes Band,
wo Lieb und Wahrheit wohnen,
wo Glück und Sonne thronen.

Bleib rückwärts nur mit deinem Schwall,
 mit Haß und Hader liegen,
 du Welt des Scheins, uns magst du nicht
 mit deinem Gleichen trügen.
 Frei sei der Geist und fest die Kraft,
 der Wille hart, der Wunder schafft,
 die Zukunft uns zu bauen;
 dir wollen wir vertrauen!

Drum vorwärts, Brüder, Schwestern all,
 dem Morgenrot entgegen!
 Was schiert uns Wetter, Sturm und Wall?
 Vorwärts auf unsren Wegen!
 Die Sonne führt mit hellem Schein
 uns in den neuen Tag hinein.
 Wohlan, die Banner fliegen,
 frisch auf, wir werden siegen!

Völkische Lebensfragen der Deutschen in Kleinpolen

Infolge der verschieden gearteten Zusammensetzung des Deutschthums in unseren weit zerstreuten Siedlungen, kann von einer einheitlich gerichteten Zwecksetzung im öffentlichen Leben nicht die Rede sein. Umgeben von slawischem Volkstum ist es dem deutschen Landwirt, besonders dem Einzelsassen, oft recht erschwert, sich der Väter Art und Sitte zu behaupten. Dennoch kann überwiegend festgestellt werden, daß mit großer Zähigkeit und Beharrlichkeit rein gefühlsmäßig das Althergebrachte treu gewahrt bleibt. Sehr gering sind die Mittel, die zur Hebung des Gemeinschaftsgefühls zur Verfügung stehen. Nur wenige Jahre hat der "Bund der christlichen Deutschen" arbeiten und fruchtbare Anregungen verbreiten können. Zu schnell traf der Auflösungsbefehl die nach dem Kriege kaum wieder eingearbeiteten Ortsgruppen. Das Werk war noch ohne Ueberlieferungen und mancher unkluge Schritt dürfte seinem inneren Wachstum geschadet haben. Heute fehlt eine Kulturvereinigung, die alle Deutschen in Kleinpolen zur Erreichung und Förderung der gemeinsamen Wohlfahrt zusammenschließt. Um so mehr ist es zu begrüßen, wenn sich selbst in dem kleinsten Dorfe der Wille zum Volkstum in schlichter und mit einfachsten Mitteln arbeitender Weise äußert. Von hoher Politik will der Landwirt meist nicht viel wissen. Das Wohl des eigenen Hofs ist's, das ihm zunächst am Herzen liegt! Dann kommt das Gedeihen der Gemeinde und die Gemeinde-Amtspflichten, die meist mit großem Eifer ausgefüllt werden. Da müssen es immer einzelne sein, die die Dorfgemeinschaft zum völkischen Zusammenhalt aufrufen. Immer wieder kämpft das kleine "Ostdeutsche Volksblatt" um die Erweckung und Festigung des Volksgefühls, das einem Stolz auf die im Dorfbezirk herrschenden Fortschritte gegenüber dem Rückstand verwahrloster slawischer Dörfer Platz gemacht hat. Leider wendet sich das im Verkehr mit den slawischen und jüdischen Bevölkerungskreisen erwachte Misstrauen auch gegen die eigenen Landsleute, so daß heute bereits in manchen Gemeinden ein "Auseinanderwachsen" merkbar ist! Oftmals ist es zu spüren, daß erst ein Druck von außen her die feindlichen Gemeindeglieder zu gemeinsamer Arbeit zusammenhäßt. — Durch seine Arbeits tüchtigkeit hat der Deutsche in fast allen Ständen seine Vertreter. Hat der Landwirtsohn die Möglichkeit, sich in der Stadt auszubilden, kehrt er meistens nicht mehr ins Dorf zurück. Viele Burschen arbeiten sich in größeren Orten zum Kellner, Zahlkellner und Kaffeehausbesitzer empor, wozu sie sich infolge ihrer Sprachkenntnisse besonders eignen. Allerdings kann nicht geleugnet werden, daß dieser Stand wenig Zähigkeit im Festhalten am erbten Volkstum aufweist. Zahlenmäßig gering sind auch die Vertreter in den Reihen der Staats- und Privatbeamten! Letztere sind besonders in

den Uaptagebieten zu finden, wo Deutsche in leitenden Stellen ebenso wie als Verwaltungsbeamte, als Schlosser und Mechaniker tätig sind. Handwerker in polnischen Dörfern gehen wohl meist dem Deutschtum verloren. Die geistige Schicht der Studierten ist sehr dünn, da vor dem Kriege die meisten Akademiker in andere Gebietsteile des alten Österreich verschlagen wurden und so für das hiesige Deutschtum nur als fördernde Freunde, jedoch nicht als Führer in Frage kamen. Unter der jetzt durch die Paßgesetze im Inland zu studieren gezwungenen Jugend erwachsen Führerpersönlichkeiten, die sicherlich einmal die zukünftige Gestaltung des deutschen Lebens in unserem Teilgebiet in die Hand nehmen werden. Sehr zu begrüßen wäre eine bewußtere ständische Einstellung unserer Landwirte, denen der Wert eines wirtschaftlichen Zusammenschlusses wohl teilweise einleuchtet, die aber nicht genügend Anleitung von außen und zu wenig Mitarbeit unter den Standesgenossen finden. Immer wieder er tönt die Forderung nach landwirtschaftlichen Schulen, denn sehr klein ist noch immer die Zahl der neuzeitlichen Landwirte, Gutspächter und Gutsbesitzer, die es verstehen, die Erkenntnisse der Wissenschaft für die Bestellung des Bodens auszunützen.

Zusammenfassend kann gesagt werden, daß unsere Landbevölkerung einen gesunden Kern bildet, der für die Zukunft unseres Deutschtums eine Kraftquelle bildet. Durch Heranreifen einer Führerschicht muß auch die politische Mündigkeit angebahnt werden. Mögen auch hier und da schwankende Naturen dem Deutschtum verlorengehen, das Bewußtsein unserer Sendung als „Kulturträger“ darf nicht untergehen!

Wirtschaftsfragen der Deutschen Kleinpolens

Bei Betrachtung der wirtschaftlichen Lage der deutschen Landwirte in Kleinpolen dürfen wir uns keiner Täuschung hingeben. Die niederrückende Wirtschaftslage des polnischen Staates zeitigt ihre Einflüsse auch auf die Lage des kleinsten Landwirts. In vielen Gemeinden ist der Familienvater gezwungen, heute noch Acker zu verkaufen, um Lebensmittel einzukaufen zu können. Die soziale Not ist, neben den schlechten Ernten, mit hervorgerufen durch die Steuer- und Ausfuhrpolitik des polnischen Staates. Während es früher üblich war, daß ein Wirt bei seinem Tode drei und vier Söhnen Wirtschaften erarbeitet hatte, setzte später die Teilung der Wirtschaften in Zweigbetriebe ein, deren Besitzer nicht leben und nicht sterben können. An wirtschaftlichem Zusammenschluß mangelt es noch sehr. Zwar sind die Raiffeisenkassen des Verbandes der Landwirtschaftlichen Genossenschaften in Kleinpolen zum Teil schon in Betrieb gesetzt, nachdem sie durch Geldentwertung stillgelegt worden waren. Aber noch sind die Einlagen nicht so bedeutend, daß Mittel zum Felderankauf gewährt werden können, jedoch haben bereits eine Reihe von Kassen einen bedeutenden Warenverkehr in Düngemitteln usw., mit der deutschen Handelsgesellschaft „Merkato“, Lemberg, eingerichtet. Die zerstreute Lage unserer Siedlungen ermöglicht leider keine Auswertung von Molkerei- und Viehverkaufsgenossenschaften durch unsere Volksgenossen, während die Ukrainer damit bereits schöne Erfolge erzielt haben. Immer noch finden wir die schlecht ausgenutzten Hutweiden in jedem Orte, die längst durch energische Bewirtschaftung ertragreicher gestaltet werden könnten. So ist das Leben des deutschen Landwirtes ein schwerer Kampf ums Dasein und, obwohl verantwortungsbewußte Stellen die Nöte des Landmannes in der Provinz kennen, sind sie wegen des Mangels an langfristigen Krediten nicht in der Lage, auch nur den Volksgenossen zu helfen, die während des Krieges Haus und Hof verloren haben und erst mühsam ihre Heimstätten wieder aufzubauen. Immer noch ist in unseren Landleuten der Geist der Vorfäder lebendig, die allem Unbill zum Trotz „aus Wüsten ein blühendes Eden“ schufen. Darin liegt unsere Hoffnung für den Aufstieg unseres Volkstums in den vom Reiche so oft verkannten und oft verspotteten Sprachinseln Kleinpolens.

Jugendwoche in Dornfeld

Von Pfarrer R. Heuer

Die Volkshochschule Dornfeld in Galizien lud zu einer Jugendwoche ein. Die Entfernung schreckte zwar: von Thorn aus müssen über 700 km in vierundzwanzigstündiger Fahrt zurückgelegt werden, ehe man ans Ziel kommt. Aber die Aussicht auf ein Zusammensein mit deutscher Jugend aus ganz Polen, auf eine sich daran anschließende Karpathenwanderung, die billige Unterkunft, Ermäßigung der Rückfahrt um Zweidrittel des Fahrpreises, alles das lockte doch so sehr, daß ich mich zur Teilnahme entschloß. Ich bereue es nicht. Ist mir doch dort ein Stück neuer Welt aufgegangen. Was hatte ich denn vorher von Galizien gehört? Daß es unter den Ländern Europas kulturell so ziemlich am tiefsten stehe (1890 hatte es 80 Prozent Analphabeten), daß die Wege miserabel seien (unsere Soldaten haben im Weltkriege darunter unsäglich gelitten), daß dort einige kleine Häuslein Evangelischer vom Gustav-Adolf-Verein unterstützt werden müssen, um kirchlich nicht zu verkümmern. Im übrigen hafteten einige Ortsnamen ohne lebendige Anschauung seit der Schul- und Kriegszeit im Gedächtnis. Da reizte es mich, nun einmal selbst zuzusehen, wie es dort in „Galiläa“ stände, um die Deutschen vor allem.

Einen schrecklich heißen Julinachmittag, eine ganze, unendlich lange, schlaflose Nacht hindurch ging es im Schnellzuge über Warschau nach Lemberg. Zwiesprachige (polnisch und ruthenische) Firmenschilder und Plakate zeigten hier, daß wir uns in Ostgalizien befinden, wo die Polen und Juden, wenn auch stark vertreten, doch gegenüber den bodenständigen Ruthenen (sie nennen sich heute Ukrainer) sehr stark in der Minderheit sind. Wir haben dann später noch manches Bemerkenswerte über die Stellung der Ukrainer zum polnischen Staat und zur römisch-katholischen Kirche gehört. — Dann weiter nach Süden. Es ist eine angenehme Fahrt. Der Blick schweift über eine schöne, leicht gewellte, fruchtbare Ebene. Acker reiht sich an Acker, Dorf an Dorf; überall sind die Leute fleißig bei der Ernte. In Szeriec steige ich aus. Es ist ein elendes Nest. Vor dem Bahnhofe drängen sich Juden heran, uns — denn es haben sich hier noch andere Teilnehmer an der Jugendwoche zusammengefunden — nach dem noch eine knappe Meile entfernten Dornfeld zu fahren. In halsbrecherischem Galopp, in wilder Wettfahrt, daß Kies und Funken stoben, geht's nun los. — Wie schön war doch von dem Hügelrücken aus, auf dem der Weg hinläuft, die Aussicht: Im Süden langgestreckte Höhenzüge, die Vorberge der Karpaten; rund umher sanftgeschwungene Hügel, Acker und Wiesen. Eng zusammengedrückt ein kleines ruthenisches Dorf, die braunen Haus- und Scheunenwände aus Lehmziegeln, die dunkeln Strohdächer von merkwürdig abgestufter Schnitt. — Zuletzt ein ganz anderes Bild: Dornfeld, ein deutsches Dorf, so echt deutsch wie irgendwo im alten Vaterlande. Der Dorfplan zeigt zwar sofort, daß er auf dem Reißbrett entstanden ist, damals, als Joseph II. die süddeutschen Bauern hier ansiedelte: schmiergerade Wege, ein genau rechtwinkliger Kirchplatz. Aber wie sauber und stattlich die weißgetünchten Häuser mit ihren roten Ziegelräumen, die Scheunen und Ställe, die schönen Blumen und Obstgärten! Wie freundlich auf dem großen, grünen Grasplatz das weiße Kirchlein mit dem abgesondert aufgemauerten Glockenstuhl! An einer der rings um den Kirchplatz führenden Straßen das „Deutsche Haus“, alkoholfrei, für Versammlungen und Feste; vor ihm der mächtig hohe Kerwebohm (Kirmesbaum), an dem noch die Überreste der bunten Bänder von der letzten Kirchweih hängen. Denn genau so wie ihre Stammesbrüder in der alten Heimat am Main und Rhein, in der Pfalz und in Hessen, feiern auch hier die „Schwaben“ jedes Jahr drei Tage lang mit Begeisterung und Ausdauer, mit Spiel und Tanz ihre Kerwe. Eine so große Rolle spielt diese dort im Fühlen und Denken der Deutschen, daß einst ein Büblein in der Schule, nach den drei großen Feiertagen der Christen gefragt, treuerzig ant-

wortete: Kewe, Mehlsupp und Fastnacht. — Nicht weit von der Kirche die zweiklassige deutsche Schule. — Ueberall klingen an unser Ohr deutsche Laute (von den 86 Grundstücken des Dorfes sind 80 in deutscher Hand!) und zwar süddeutsche „Grüß Gott!“, „Servus!“, „a Dippel“ (Töpfchen) usw. Also eine echt deutsche Siedlung mitten unter Ruthenen und Polen. Und solcher rein deutscher Dörfer gibt es in Galizien über 80, außerdem noch ebensoviele, in denen deutsche Besitzer (Grundwirte) mit ruthenischen oder polnischen zusammenleben.

Und aus diesen deutschen Dörfern, aus den deutschen Gemeinden der Städte Lemberg, Strij, Stanislau, Kolomea, aus der Gegend von Bielitz, aus Kongresspolen und Wolhynien, aus dem Posenschen (nur Pommerellen war durch keinen einzigen Jugendlichen vertreten!) über 200 Burschen und Mädel im Alter von 17—27 Jahren, so daß man auf diese Art eine Woche lang mit der völkisch aufgewachsenen deutschen Jugend ganz Polens in Berührung kam. Es waren natürlich in dieser großen Schar einige, besonders weibliche Teilnehmer, denen man es ansah (Bubikopf und Stöckelschuhe, großer Koffer mit Garderobe), daß ihnen wohl die Gelegenheit zum Flirt wichtiger war als geistige Auffrischung; aber im großen und ganzen kann man doch sagen, daß hier die Auslese der bewußt deutsch-evangelischen, höher strebenden Jugend sich zusammengefunden hatte. Es gab prächtige, frische Menschenkinder unter ihnen, die mit Aufmerksamkeit den Vorträgen lauschten, sich an den Besprechungen beteiligten, im Schlußgottesdienst andächtig in der Kirche hörten und sangen; und doch so voll überströmender Lebensfreude waren, daß es in dem Dornfelder Pfarrhaus von früh bis spät von Liedern klang und Turnspiele und Reigen nicht aufhörten: eine seelische Auffrischung, ein reiner Freudenquell für die Jugend und nicht weniger für uns Ältere, die wir mit dieser Jugend zusammenlebten und uns innerlich mit ihr verbunden fühlten.

Der Tag begann recht früh mit lustiger Brunnenwäsche auf dem Hofe, mit Kaffeetrinken unter den schattigen Kastanien des Pfarrgartens und einer kurzen Andacht. Dann Turnen (die Mädel im Saal, die Burschen im Hofe). Dann Vortrag, eingerahmt von zwei Gesängen. Mittagessen wieder unter den Gartenbäumen. Mittagsruhe für die Älteren, Badespaziergang zum See oder Reigen; Vortrag. Nach dem Abendbrot geselliges Zusammensein mit musikalisch-dramatischen Darbietungen, Märchen, Erzählungen. Dann „gute Nacht“. Aber noch lange hörte man aus der nahen Scheune heraus fröhliches Lachen oder Singen der dort hausenden Burschen.

Der Sinn der Vorträge läßt sich mit dem bekannten Worte „Glaube und Heimat“ kennzeichnen. Glaube: denn die Dornfelder Volkshochschule und die sich an diese anschließende Jugendwoche ist, schon durch ihren Leiter, Pfarrer Dr. Seefeldt, eng mit der Kirche verbunden. Das ist ganz selbstverständlich; steht doch die Kirche dort in Galizien noch im Mittelpunkte des ganzen Volkslebens und umfaßt alle Sorgen und Anliegen der dortigen Deutschen; einen Kampf gegen die Kirche, einen Kampf zwischen Schule und Kirche und dergleichen kennt man dort nicht. Die Themen der Vorträge waren: „Westliche und östliche Welt“ (Volkshochschullehrer Pflaumann); „Staat und Volk“, „Persönlichkeit und Masse“, „Reich Gottes“ (Pfarrer Dr. Seefeldt); „Brennende Fragen der Gegenwart im Anschluß an Schriftworte“, „Aus dem Leben der deutschen Siedlungen Galiziens“ (Pfarrer Lic. Weidauer-Kolomea); „Vom Sudetendeutschen“ (Volkshochschulleiter Dipl.-Ing. Bürger-Ullersdorf, Mähren).

Eine schöne Wanderung führte uns an einem der Tage noch durch zwei andere deutsche Dörfer (Lindenfeld, Reichenbach) und auch durch ein größeres ruthenisches Dorf mit großer, steinerner Kirche (in der wir am russischen Peters-Paulsfeste einem Gottesdienst beiwohnten). Unter frischem Gesange ging es durch diese Dörfer in einen Wald, wo uns bis zum späten Nachmittag Spiel und Tanz ergötzte. Am Schlußgottesdienst vermisste ich es schmerzlich, daß er nicht im ganzen und einzelnen als Jugendgottesdienst aufgebaut war — wie hätte sich das unter Mitwirkung dieser

Jugend so schön machen lassen! — sondern im üblichen Schema des Gemeindegottesdienstes blieb.

Nochdem dann noch einen Tag lang die Führer der Jugendbewegung beraten hatten, löste sich die Jugendwoche auf. Mit einer Schar von 14 Burschen, Mädeln und ein paar Älteren, wanderte ich dann noch vier Tage lang in den Bergen und Tälern der mittleren Waldkarpathen umher. Diese sind keine Hochgebirge wie die Alpen, sondern haben Mittelgebirgscharakter. Herrlich war das Wandern durch die Wälder, der Ausblick über die Bergwelt, die Berührung mit den deutschen Gebirgsbauern in Annaberg, ergreifend der Besuch der Gebirgspässe, um die im Kriege monatelang gekämpft worden ist (z. B. am Usszkopf), und in deren Umgebung noch heute Kriegergräber uns an die Opfer des Weltkrieges mahnen. Keine Gasthäuser, keine Fürsorge für Touristen; in richtigem Zigeunerleben schlügen wir uns durch, nächtigten in Scheunen auf Heu oder Stroh, wateten auch einmal nach heftigem Gewitterregen bis an die Häfen durch plötzlich ange schwollene Gebirgsbäche und waren von Anfang bis zu Ende in frohester Stimmung, die nicht zum wenigsten durch das Gitarrespiel unseres Sangmeisters und durch unsere gemeinsamen Lieder immer wieder belebt wurde.

Ich sehe auf diese Jugendwoche mit Dank zurück. Mit Dank für die wackeren Pfarrersleute, die schon den ganzen Winter hindurch neben der nicht leichten Gemeindearbeit die recht große Last der Volkshochschulkurse getragen hatten, und die nun noch zum Schluss durch die unglaubliche Unruhe der Jugendwoche hindurch mußten (im Pfarrhause allein wurden nicht weniger als 110 Personen untergebracht und verpflegt) und doch bis zum Schluss frisch, tätig, hilfreich blieben. Mit Dank gegen die Vortragenden, die uns in wichtige Probleme des Gegenwartsliebens, in die Sorgen und Kämpfe der Vorkarpathendeutschen einführten. Mit Dank gegen die deutsche Jugend, ihre freundliche Rücksichtnahme gegen uns Ältere, ihr immer fröhlich Herz, das auch uns fröhlich machte. Solche Jugend wird, so hoffen wir, wenn immer zahlreicher Burschen und Mädel in diese Bewegung hineinwachsen und im Leben ihre Art immer kräftiger zur Geltung bringen, die jetzt schon sehr achtenswerte völkische Arbeit in Galizien entschlossen weiterführen, zum Heil unserer Volksgenossen und wahrlich nicht zum Schaden des polnischen Staates, der durch frisch-tätige, gewissenhafte, aufgeweckte Bürger nur gewinnen kann.

Hermann Sternbach und sein Werk

Von Alexander Popowicz

Ein eigenartiges, näher betrachtet recht bedeutsames Kapitel deutscher Literaturgeschichte, das diese Aufschrift trägt.

Um es gleich herauszusagen: das Bedeutsame liegt darin, daß das gesamte Schaffen dieses Mannes, der gegenwärtig als der einzige namhafte Schriftsteller des deutsch sprechenden Galiziens gelten darf, nicht etwa lediglich Ausfluß des Gefühls der Stammes- und Kulturgemeinschaft oder bloß künstlerischer Persönlichkeitsausdruck ist, vielmehr in seinem ganzen Auf und Ab als ein leidenschaftliches, beredtes Bekenntnis zur Größe deutscher Geisteswelt sich darstellt. Dass die überwältigende Werbekraft deutscher Kultur, ihre über das Zeitliche und Räumliche hinausgreifende Fernwirkung, die sich aus dem immanenten Walten ihrer Genien erklärt, noch dort zur Geltung kommt, wo kaum ein loser Zusammenhang mit dem deutschen Volksplitter im Osten, geschweige mit der lebenspendenden Gesamtheit der Nation im Einzelleben dieses Schaffenden besteht, ist das Staunenswerte an diesem Schauspiel.

Im Jahre 1880 im galizischen Städtchen Drohobycz, in einem fast ausschließlich von slawischer Bevölkerung bewohnten Bezirk, als Sohn unvermögender jüdischer Eltern geboren, ist Sternbach gewiß kein Kern-

deutscher, mag er auch seine Muttersprache, das Jüdische, worin sein angeborenes, höchstentwickeltes Sprachgefühl zuerst Wurzel geschlagen hat, als Tochter der deutschen Sprache ansehen und als auf einen Lichtpunkt in seiner freudlosen Jugend gern auf die Tatsache hinweisen, daß die ersten und einzigen Nichtjuden, mit denen er sich durch Worte verständigen konnte, die paar Menschen aus einer protestantischen deutschen Familie waren, die in der Nähe wohnten. Wenn Sternbach trotzdem ein vollwertiger deutscher Dichter geworden, so ist es eben eine Ausnahmsercheinung, der die bündige Tatsache entgegengehalten werden kann, daß Dutzende deutscher Familien Galiziens, wo sie nicht durch die kirchliche Gemeinschaft der protestantischen Kolonien davor geschützt waren, ihrem Volksstamm entfremdet wurden.

Es wird demnach wohl das Anlehnungsbedürftige in dem Knaben, das Gefühl der Geborgenheit, der Verwandtschaft gewesen sein, was Sternbach eben zu jenen Deutschen hinkenkte; diese Liebesregung sah sich verstärkt und belohnt und empfing eine Art höherer Weihe, als der Knabe zu ahnen begann, daß er Berührungspunkte mit einer geistigen Welt gewinnen werde, die, wie der ferne Ozean, als eine gewaltige unzerstörbare Machtssphäre wundervoll und gestaltenreich auf- und abwoge.

Das erste Buch zum Lesen, das erste bedeutsame Geschenk zugleich, das erste deutsche Werk, das Sternbach in die Hände fiel, war bezeichnenderweise Wielands „Oberon“. Wer mit der vollen Begeisterungsfähigkeit des Jünglings dieses nach Goethes Ausspruch mit dem höchsten Lobe nicht genug zu würdigende Gedicht genossen hat, wird es Sternbach nachfühlen, wie groß zuerst sein Schmerz gewesen sein muß, als er sich in den gehänten Herrlichkeiten nicht gleich zurechtfand, welche blendende, beglückende Lichtfülle sich sodann erst recht über den Knaben ergoß, als er, zum besten Schüler im Deutschunterricht am heimatlichen Gymnasium heranreifend, im Werke den Verfasser und so allgemach Stück für Stück die reichen Schätze deutschen Schrifttumes begreifen und bewundern lernte.

Diese für seine spätere Entwicklung ausschlaggebenden Jugenderlebnisse hat H. Sternbach in seinem (noch unvollendeten) Roman „Tau in der Nacht“ festgehalten; „Tautropfen“ sind eben jene Hauche deutscher Bildung, die seine Jugend erfrischt und das keimende Dichtertalent in ihm genährt haben.

Bekennertum ist, wie dieses Erzeugnis, so alles, was Sternbach geschrieben hat. Im lyrischen Erstlingswerk „Dunkle Stunden“ paart sich das Bewußtwerden erwachender Begabung mit einem verzehrenden Lebensdurst, der sich als roter Faden durch das ganze Schaffen hindurchzieht und in der Abgeschlossenheit eines ereignisarmen Lebens sich immer wieder an sich selbst entzündet. Nicht viel mehr als tastende Versuche mögen heute dem Verfasser selbst diese „Dunklen Stunden“ gelten; hier und da klingt Lenau an, der es den Slawen angetan hat und im Osten der beliebteste deutsche Dichter ist; doch schon kündigt sich in diesem Erstlingswerk ein starkes Formtalent an, das in selbständigm Ringen seiner höherentwicklung zu strebt. Seinen inneren Halt glaubt er in der Berufung zum Lyriker zu finden. Im Liede befreit er sich vom Rost, der in der seelischen Vereinsamung ihm die geistige Schwungkraft wegzuzehren droht.

Die erotische Lyrik ist, weil aus dem triebhaft elementarsten Empfinden geboren und in Musik getaucht, ihm ganz eigentlich wahrhaftige Poesie und als ihre reizvollste Verkörperung schwiebt ihm gerade die heterogenste Verquiclung: die strenge Form der klassischen Gewandung und unbändig waltende Liebesglut vor. Gebieterisch sieht er sich auf das literarische Beispiel der römischen „Triumvirn der Liebe“ verwiesen; doch ehe dieses Problem in voller Klarheit sich ihm darstellt, muß sein Talent, sich am eigenen Erleben messend, ausreifen. Als Gefäße des immer wieder leidenschaftlich sich aufzäumenden Lebensdurstes, der sich nur knirschend in die auferlegte Schicksallosigkeit fügen mag, stellen sich die Gedichtsammlungen „Ein Erntelied des Lebens“ und „Sommerfeier“ dar. Letzteres zumal bedeutet dem Vorangegangenen gegenüber einen großen Fortschritt in bezug auf Bewältigung und Einfügen des Stofflichen in die ihm gehörige Form.

Dieser schöne, wohllautende, oft in schwüler Stimmung ganz untertauchende Liederzyklus verdankt wohl seine eigentümliche Wirkung dem Umstände, daß er bei scheinbar eigensinnigem Festhalten an der traditionellen äußerem Gewandung doch nirgends in Ton, Rhythmus und Wortfügung den modernen Künstler vermissen läßt, der nicht reden, sondern bloß in gehauchten Tönen und schwebenden Bildern sich mitteilen mag.

Späterhin wandelt sich diese feinfühlige Sprachbehandlung in ein auffallend zähes Ringen und heifses Werben um die letzten Geheimnisse der Ausdruckskunst. In eine Umgebung gebannt, die ihm nicht einmal das gelegentliche Sichausprechen über die dringlichsten Angelegenheiten des Herzens und Geistes gestattet, fühlt sich die wachsende Persönlichkeit, in der Angst sich selbst zu verlieren, in ihren schriftstellerischen Selbstzeugnissen, je seltener diese sind, um so mehr zu einer geisteigerten Eindringlichkeit der psychologischen Geberde bewogen, die solchen Verzicht wettmachen soll. In greifbarer Deutlichkeit zeigen sich die Auswirkungen dieses exceptionellen seelischen Zustandes im Sonettenkranz „Adam, der Mensch“; ein dünnes Gedichtbüchlein, das jedoch, von der Glut geradezu mönchischer Ekstase erfüllt, wiederum so recht ein Stück einsamkeitumwehenden Bekennertumes ist. Denn schon zieht sich auch, wohl bewußt, fester und enger der Lebensring um den Sänger zusammen, und so gelbt mit eins der langverhaltene Schrei der Empörung über das Gemeingültige und Allzumenschliche unseligen Verdammtheins auf in jenem seltsam funkeln den, dunkelgetönten Sonettenkranz.

Indes hat Sternbach — allem persönlich vielleicht berechtigten Pessimismus zum Troß — unter jahrelangem emsigen Rüsten zu höheren Waffengängen — sich zu einer literarischen Großtat aufgeschwungen. Es sind dies seine formvollendeten anmutigen Nachdichtungen der römischen Lyriker Tibull und Properz in der Propyläenausgabe der „Klassiker des Altertums“.

Hier erfuhr das rastlose Streben des Mannes mehr als die bloß innere Genugtuung, wieder einmal „ein wenig“ der deutschen Sprache abgerungen“ zu haben, wie Sternbach sich gelegentlich mit der ihm eigenen stolzen Bescheidenheit über eines seiner Gedichtbücher geäußert hat. Tatsächlich ruht auf diesen Nachdichtungen, die den Vollblutpoeten in Sternbach unzweifelhaft dar tun — daß er hier bloß Mitsänger, gleichsam im Duett, am beneidenswerten Schicksal hier des sanften Tibull, dort des in dämonischer Leidenschaftlichkeit verstrickten Properz scheint, ändert an der Tatsache nichts — ein Abglanz jener deutschen Klassik, die sich Geist und Gemüt im innigen Verständnis der Antike rein gebadet und beide zu jenem ätherischen Fluge befähigt hat, der nicht seinesgleichen kennt in der europäischen Gesamtliteratur.

Seine Aufgabe hätte unser Landsmann füglich als abgeschlossen ansehen können, als er den beiden genannten den dritten Triumvir der Liebe hinzugesellt, nämlich Catull, der demnächst der Öffentlichkeit übergeben wird. Doch hat Sternbach in weit ausholendem Schaffensdrang sich nicht damit zufriedengegeben und die poetische Eroberung auf ein weit schwierigeres Gebiet ausgedehnt. Es ist die poetische Übertragung des „verwegenen“ Martial, die auch schon (im Propyläenverlag) gedruckt vorliegt. Während bei den früheren Arbeiten dem Ueberseher — dank den Bemühungen der Vorgänger und zünftigen Philologen — reichlich Hilfsquellen zur Verfügung standen, mußte hier gar manches erst festgestellt, anderes berichtigt, jozusagen hinderliches Gefürrüp bald hier, bald dort hinweggeräumt werden, um freien Ausblick zu gewinnen und die schwankende Gestalt des großen Satirikers einmal in ihrem ganzen Umfange der Welt zu zeigen. Es hieß da, Martials Schaffen in seiner mannigfachen Bedingtheit durch die überaus komplizierte Umwelt sowie unter der Einwirkung der individuellen Erlebnisse zum Teil neu erkennen. Der Ueberseher sah sich wiederholt vor die Aufgabe gestellt, die Deutung einer Fülle von hinter winzigen Epigrammen verborgenen Kundgebungen einer geistreichen Persönlichkeit zu gewinnen, ehe er ihr das deutsche Gewand verlieh. So stellt sich die Frucht mehrjähriger Bemühung auch in wissenschaftlicher Hinsicht als bemerkens-

werte Leistung dar, die durch die abschließende poetische Formgebung gleichsam gekrönt ward. Als ein Kabinettstück reifer Essan-Kunst darf auch das Vorwort gelten, das mit feinstem Verständnis die schillernde moralische Fäulnis jener Epoche und das persönliche Elend zeichnet, woren ein glänzende Begabung wie durch einen Fluch gebannt ward.

War es nun die an solch gegenständlicher Betätigung gewonnene künstlerische Unbefangenheit oder ein besonders schönes Erlebnis, das den Sänger des „Adam“ vom Altdruck erlöste: die jüngste Gedichtsammlung, die den Frauennamen „Anita“ an der Stirn trägt (Proben davon sind in der Anthologie zeitgenössischer Lyrik „Der Fischzug“ enthalten), überrascht angenehm, indem sie den Leser fortreibt in den Taumelzug blendend schön geformter Strophen, aus denen eine fast genießerisch anmutende, frohselige, sich stellenweise zu Jubeltönen steigernde Stimmung hervorweht.

Noch erübrigt ein Wort über die Prosa-Schriften Sternbachs zu sagen. Dorthin scheint auch der Schwerpunkt seines Schaffens sich verschieben zu wollen, trotzdem die Liedkunst ihm ans Herz gewachsen bleibt. Dringend macht das tiefgefühlte Bedürfnis sich geltend, für die Tragik unserer Zeit die poetische Formel zu finden.

Einmal hatte es ihn schon gepackt; es war zu Kriegsbeginn, als eine Angstwelle sich über die friedliche Bevölkerung Galiziens ergoß, ihr Schauer durchs Gebein jagend. Damals schrieb Sternbach eine Skizze „Wenn die Schafale feiern“: ein feiner poetischer Beitrag zum wichtigen Kapitel „Weltkrieg“. Wie sich das Grauen in die verschlossenen Häuser einschleicht, vampyrhaft sich in Blut und Hirn festsaugt, allen Lebensglanz in den Augen der Greise, Kinder und Frauen auslöschend, bald irrsichtartig aufhuscht, bald zu drohendem Riesenschatten anschwillt, atemraubend, sinnbetörend — wird in meisterhaft gehandhabter Detailkunst lebenswahr zum Ausdruck gebracht.

Ein weit größerer Wurf, ein Segelschiff mit stimmungsvoller Gedankenfracht, ist die demnächst erscheinende dramatische Dichtung „Der Tag der Mütter“. Der Verfasser ist weit davon entfernt, die weltgeschichtliche Wahrheit zu verkennen, daß Empörung die Keimzelle mancher Helden-tat und das treibende Element wahrhaft heiliger Kriege gewesen ist. Die funkelnde Lanze, die er für die Überzeugung vieler gleichgesinnten Intellektuellen bricht, ist auch nur gegen das Verbrecherische einer leichtsinnigen und verantwortungslosen Kriegsführung, insbesondere gegen die kaltblütige Gemeinheit jener gerichtet, die „den Tod auf dem Felde der Ehre“ anderen überlassen, für sich selbst aber alle Vorteile des Krieges und Sieges in Anspruch zu nehmen gewohnt sind. Insbesondere schwingt jene Partie, welche den Titel rechtfertigt, in einem kristallinen Fluidum hänglich zarter Empfindungen, wofür, um dem Leser davon annähernd eine Vorstellung zu geben, der Vergleich mit jenen gefühlvollen Szenen in Strindbergs späteren Werken („Nach Damaskus“ u. a.) nicht zu hoch gegriffen sein dürfte.

Wer vermöchte, um irgendwelcher Vorurteile willen, sich dem Reiz einer Darstellung zu verschließen, die aus der glücklichen Anpassung an einen völlig geistigen Stil die Mittel schöpft: die bittere Erden schwere furchtbaren Erlebens in Tränen und diese wiederum in Duft aufzulösen? . . .

Hans Weber-Lufkow

(Hans Pokorný)

Von Hermann Sternbach

Zunächst: Er ist ein Sohn deutscher Siedler, die seit Jahrhunderten auf galizischem Boden hausen, diesen mit ihrer Stirnen Schweiß getränkt und mit ihrer Hände Arbeit genährt haben. Einer von jenen Deutschen, die doppelt beheimatet, beiden Heimatnien tiefe, herzliche Treue bewahren. Einer, dem das gemischte Gefühl nicht fremd ist: der Drang von der Wahl-

heimat in die Urheimat des Geistes und wieder die Sehnsucht von hier in die Wahlheimat zurück.

Der Lebensgang Hans Weber-Lutkows ist an äußeren Geschehnissen nicht gerade reich. Er ist in Lemberg (am 27. September 1861) geboren, besuchte daselbst das deutsche Gymnasium, studierte hierauf Jus und Philosophie an der Wiener Universität, war Richter in Wien, kam dann als Landesgerichtsrat und Gerichtsvorstand nach Wildshut bei Salzburg. Trat in den Ruhestand 1911 und lebt seither auf seinem und seiner Väter Gut Lowce bei Radymno, dem ererbten Boden, treu und unermüdlich an ihm werkend, im Sinne Fausts: Was von den Vätern du ererbst, erwirb es, um es zu besitzen. Hätte es nicht Krieg gegeben, es hätte sicherlich kein Deutscher drüber zu sagen gewußt, wo Radymno zu suchen sei. Und auch heute mögen es wohl nur wenige wissen, daß in diesem Lowce bei Radymno ein deutscher Dichter haußt, ein Dichter von echtem Schrot und Korn. Ein Nestor unter den deutschen Siedlern in Galizien, heute sicherlich der älteste unter den deutschen Schriftstellern, die auf polnischem Territorium, in Galizien zumal, schaffen. Für die deutsche Literaturgeschichte der letzten Jahrzehnte war dieser Landstrich, auf dem doch manch Wertvolles gedeiht, so gut wie garnicht vorhanden. Der Krieg und seine Folgen haben vollends die Beziehungen, die man früher mit den geistigen Zentren hatte, wenn nicht zerstört, so doch jedenfalls bedeutend erschwert. Dies bekam auch Hans Weber-Lutkow in seinem weltfernen Winkel zu spüren. „Galizisches“ Schicksal. Daß er dennoch nichts von seiner Wesenheit abgetan, ist ein Beweis seiner Stärke und Eigenart. Martin Luther, Goethe und Bismarck waren — wie er selber bekennt — die mächtigen Pfeiler, auf die er sich stützte, waren ihm Trostspender in schweren Stunden geblieben.

Es ist, wie wenn zwischen den Zeiten Wände stünden. So mancher mag glauben, daß ich ihm einen neuen Dichter präsentiere, einen Anfänger in die Literatur „einführe“. Dem ist nicht so. Hans Weber-Lutkow braucht nicht erst eingeführt zu werden. Er ist kein Neuling in der Literatur. Sein Name war in den ersten führenden Blättern zu finden, zu einer Zeit, da wir die Feder zu führen erst lernten. Sein Name war in Österreich und im Reich nicht unbekannt. Im Hamburger „Zuschauer“ und „Gesellschaftsleben“, in der „Frankfurter Zeitung“ und Wiener „Zeit“, in den „Monatsblättern für deutsche Literatur“, den „Neuen Bahnen“, der „Österreichischen Rundschau“ und vielen anderen sind seine Gedichte und Novellen verstreut und nicht an letzter Stelle zu finden. Ich erwähne das, um zu zeigen, daß Hans Weber-Lutkows Beziehungen zur Literatur nicht dilettantischer Art noch heutigen Datums sind, und daß ihm Unrecht geschehe, wenn man so tue, als käme er nicht mehr in Betracht. Er verdient gelesen und beachtet, und nicht als Dissertationsthema behandelt zu werden. — In Buchform hat er wenig herausgegeben. Vier Bücher nur. („Schlummernde Seelen“¹⁾),

Die schwarze Madonna²⁾, „Songwood“³⁾, „Bilder aus der französischen Revolution“⁴⁾. Würde aber einer glauben, dies sei der ganze Ertrag seines dichterischen Schaffens, er würde im Irrtum bleiben, es sei denn, daß er die Tragik eines deutschen Schriftstellers begreift, der es weit zur Welt hat. Dieser Dichter hat in Handschrift noch manches liegen, das wert ist, dem Licht zugeführt zu werden. Denn aus diesen Büchern und Schriften spricht eine lautere Persönlichkeit, eine Persönlichkeit, stark wie die Bäume auf seinem Gut und wahrhaft, ohne Pose, verwurzelt mit der Heimat oder vielmehr mit beiden Heimaten, deren Hauch durch sein ganzes Schaffen geht. Die große Ruhe, die um Hans Weber-Lutkow sinnt und webt, läßt ihn tiefer schauen als den Menschen der Großstadt. Dabei kennzeichnet auch seine Prosa eine lyrische Reinheit, wie sie nur demjenigen eigen ist, der in die Wälder und Wiesen seiner Heimat unter-

¹⁾ Österreichische Verlagsanstalt, Linz.

²⁾ Dorfelsbst.

³⁾ Verlag Schalk, Wien.

⁴⁾ Pohls allgemeine Volksbücherei deutsch-österreichischer Schriftsteller.

taucht und in die primitiven Naturmenschen, die um ihn sind, Einblick zu tun versteht. Das slawische Milieu um ihn, das ist seine eigentliche Dichterdomäne. Die polnische Landschaft, das ukrainische Dorf hat kein deutscher Dichter so zu beseelen verstanden, wie es Hans Weber-Lutkow getan. Einfache Geschichten sind es, die er bietet, die in die tiefsten Heimlichkeiten des Primitiven führen und dabei dennoch auch einen seltsamen Stimmungszauber ausstrahlen. Die Charaktere sind plastisch gezeichnet, die Farben lebendig, dabei mit Maß und seinem Verständnis gewählt und verteilt. Obendrein ist Weber-Lutkows Kunst von einem Ethos getragen, das seelischen Problemen naherückt und ihnen beizukommen trachtet. Die schlummernde Volksseele überrumpelt er, ringt mit ihr, und lässt sie nicht früher los, als bis er sie ganz in ihrer urigen Blöße in seiner Macht hat. Nicht ohne Recht hat er einer seiner Novellensammlungen die Worte Novalis' vorangestellt:

Wer hat des irdischen Leibes
Tiefen Sinn erraten?
Wer kann sagen,
dass er Blut versteht?

Diesen Rätseln geht der Dichter nach, das Blut belauscht er, wie es flutet und ebbt und — überwältigt. Die Gewitternächte des Leibes und der Seele beleuchtet er. Die dunklen Gewalten meistert er. Und malt eine Welt, die dem deutschen Leser so gut wie unbekannt ist. Der Krieg hat manchen Deutschen durch diesen Landstrich geführt, der Friede möge ihn diesem Dichter zuführen. Ich werde ihm mit diesen wenigen Zeilen nicht gerecht — ich bin mir dessen wohl bewusst. Ich will aber heute auf diese Individualität aufmerksam machen, sie gleichsam aufrütteln und ins Licht rücken.

Zum Gedächtnis an August von Essenstein

Von Julius Kothe

Krakau, anfangs Sitz der Herzöge von Kleinpolen, dann bis zum 17. Jahrhundert der Könige von Polen, vermag an Reichtum und Schönheit des Stadtbildes es mit Prag und Nürnberg aufzunehmen; alle drei lehnen sich an eine hochgelegene Burg, zu deren Füßen die Stadt sich mit zahlreichen Baudenkmalern ausbreitet. Im Jahre 1257 wurde die Stadt Krakau nach deutschem Rechte angelegt, bis in das 16. Jahrhundert bewahrte die Bürgerschaft ihr Deutschtum, und vornehmlich deutsche Meister waren es, die die Bauwerke schufen und ausstatteten. Als in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Kunsts geschichte als Wissenschaft begründet wurde, waren die Denkmäler des Orients noch zu wenig bekannt, um gewürdigt zu werden. Erst gegen die Mitte des Jahrhunderts setzten hier die Studien ernstlich ein, von deutschen Forschern unternommen. Ferdinand v. Quast, der Begründer der Denkmalpflege des preußischen Staates, zeichnete 1846 die Bauwerke von Krakau in reizvollen, den gesichtlichen Bestand sondernden Skizzen, welche mit seinem Nachlaß in den Besitz der Berliner Technischen Hochschule gelangten. Der Wiener Bibliothekar Konstantin Wurzbach trat 1853 mit einem Buche über die Kirchen der Stadt Krakau hervor, in welchem er die Inschriften der Denkmäler sehr fleißig wiedergab. Dann erschienen kunstgeschichtliche Darstellungen einzelner Bau- und Kunstdenkmäler in den damaligen Zeitschriften, die besten in den Mitteilungen der Wiener Zentralkommission zur Erforschung der Kunstdenkmäler des österreichischen Kaiserstaates. Als Wilhelm Lož 1862 seine verdienstliche Statistik der deutschen Kunst des Mittelalters herausgab, konnte er den Denkmälern der Stadt Krakau mehrere Spalten widmen und bereits den Mann nennen, welcher um deren kunstgeschichtliche Würdigung sich die größten Verdienste erworben hat, August v. Essenstein.

In Karlsruhe 1831 geboren und auf der Hochschule seiner Vaterstadt als Architekt gebildet, war Essenstein zunächst in Wien und Graz beruflich

tätig, auf die Erforschung und Pflege der Baudenkmäler frühzeitig sein Augenmerk richtend. Auf seinen Studienreisen fesselte ihn Krakau besonders, und mit begeisterter Hingabe zeichnete und vermaß er die Bauwerke der Stadt. Im Jahre 1866 zum Direktor des Germanischen Museums in Nürnberg berufen, hat er die Stiftung des Freiherrn v. Aufseß zur bewunderten Sammelstätte der Kulturge schichte des deutschen Volkes erhoben. Nachdem er der Anstalt ihr heim bei der Karthause geschaffen und sie fünfundzwanzig Jahre glücklich geleitet, trat er, durch Krankheit in seiner Kraft gebrochen, zurück und starb bald danach 1892.

Nachdem er schon 1858 einen vorbereitenden Aufsatz über Krakau im Organ für christliche Kunst (herausgegeben von F. Baudri in Köln) mitgeteilt hatte, veröffentlichte er sein Werk „Die mittelalterlichen Baudenkmale der Stadt Krakau“ 1869 von Nürnberg aus, der Stadt, die einst zu Krakau in innigen Beziehungen gestanden hatte. In einem stattlichen Bande gibt er die Geschichte der Stadt und ihrer Denkmäler, und auf 79 Tafeln die vortrefflichen zeichnerischen Darstellungen; er erläutert den Stadtplan, zeigt die Schönheit des Stadtbildes an den alten Ansichten und behandelt die Denkmäler im einzelnen, das Schloß mit den Befestigungen, die Kirchen- und Klosterbauten, voran den Dom und die Marienkirche, das Rathaus, die Tuchhalle, das Jagellonische Kollegiengebäude, dazu auch die Werke der inneren Ausstattung. Unter den letzteren machen das Grabmal des Königs Kasimir Jagello im Dom und der Hochaltar der Marienkirche den besonderen Stolz der Stadt aus, Schöpfungen des Veit Stoß von Nürnberg, der in Krakau sein Können am glücklichsten entfalten konnte. Der Anschauung seiner Zeit folgend, hat Essenwein sich auf das Mittelalter beschränkt, doch die Kapelle König Sigismunds I., das schönste Werk der italienischen Wiedergeburt diesseits der Alpen, noch aufgenommen. Die Türme der Kirchen und der Befestigungen zeichnet er in ihrer mittelalterlichen Gestalt. Die Denkmäler des Barocks hat er ausge schlossen; es fehlt die Peterskirche, ein Bauwerk der Gegenreformation nach den Vorbildern der Stadt Rom. Aber gerade in der Beschränkung gewinnt sein Buch an Geschlossenheit; wenige kunstgeschichtliche Veröffentlichungen sind von einem so bestirnten künstlerischen Willen ihres Verfassers geleitet. Nach mehr als einem halben Jahrhundert ist Essenweins Buch nicht überholt, noch heute zählt es zu den besten Darstellungen der Kunstgeschichte Polens, mag die Forschung auch in Einzelheiten durch die Arbeiten einheimischer Gelehrter weiter fortgeschritten sein. Das Lichtbild, dessen Essenwein sich noch nicht zur Vervielfältigung bedienen konnte, wurde von Kopera 1912 benutzt, um den Marienaltar des Veit Stoß in ausgezeichneten Aufnahmen großen Maßstabes vorzuführen. Das Schloß von Krakau, der Wawel, hat vor einem Jahrzehnt unter Leitung der vorgenannten Zentralkommission eine Wiederherstellung erfahren, welche dem Hofe seine luftigen offenen Hallen zurückgegeben hat.

Neben den umfangreichen Arbeiten der Leitung des Germanischen Museums, schuf Essenwein den Erweiterungsbau des Rathauses in Nürnberg und die gelungenen Ausmalungen der Frauenkirche in Nürnberg, der Kirchen St. Maria im Kapitol, Groß-Martin und St. Gereon in Köln, des Domes in Braunschweig. Auch als Schriftsteller hat er sich in reichem Maße betätigt; als Handbücher sind sehr geschätzt sein Atlas zur Kulturge schichte des Mittelalters und seine Darstellungen des mittelalterlichen Kriegs- und Wohnbaues, die ihn als gründlichen Kenner jenes Zeitalters erweisen. Diese späteren Veröffentlichungen konnte der vielbeschäftigte Meister freilich nicht mehr mit dem bedeutenden Aufwande an selbst gefertigten Zeichnungen ausstatten, wie sein Erstlingswerk über Krakau.



B u c h b e s p r e c h u n g e n

Ausführliche Besprechung einzelner Werke behalten wir uns vor. Für unverlangt eingesandte Bücher wird keinerlei Anzeige- und Besprechungsverpflichtung übernommen. Die Schriftleitung

Die Zukunft des Hauses,
der Kirche, des Staates wird
mitentschieden von dem Leis-
stoff, den du den Deinen
bieteſt.
Evers.

Deutsche im Ausland. In Verbindung mit dem Verein für das Deutsch-
tum im Ausland, herausgegeben von
F. W. Mohr, Ludw. Schoen, W. von
Hauß. 2. Auflage. Ferdinand Hirt in
Breslau, 1926.

In einer von immenser Arbeits-
energie, Gründlichkeit und erfreulicher
Hingabe an das Thema durchgeföhrten
Arbeit wird in sachlicher Form das
Auslandsdeutschthum dargestellt. Selbst
wenn man auf diesem Gebiet nicht ganz
ohne Wissen daſteht, erkennt man doch
zur eigenen Beschämung, daß noch viel
zu wenig Kenntnis in dieser Hinsicht
vorhanden ist. Man entdeckt in der
systematisch durchgeföhrten, nach Erd-
teilen und Ländern geordneten und
durch historische und statistische Fest-
stellungen vollkommenen Darstellung
endlich einmal den Umfang dessen, was
an Deutschthum im Gefüge der Erdbewohnung überhaupt vorhanden ist.
Gegenüber der umfangreichen Spezial-
literatur über dieses nicht genug zu
beachtende Thema, das leider vor dem
Kriege als wenig notwendig angesehen
wurde, ist diese Publikation außerdem
ein erster Versuch einer Zusammen-
fassung, der eine empfindliche Lücke
ausfüllt.

Unter den Bearbeitungen der ein-
zelnen Gebiete, von den besten Kennern
durchgefördert, mögen einige noch be-
sonders hervorgehoben werden. Zumal
über die Deutschen in einigen europä-
ischen Ländern, die sich Jahrhunderte
hindurch eigentümlich behauptet und
kulturell selbständige Daseinsformen
hervorgebracht haben. So behandelt
A. v. Transehe das Deutschthum im
Baltenlande, Friedrich Flierl in vor-
züglich anschaulicher Art das Deutsch-
thum in Kongresspolen, Andreas Breck-
ner die deutschen Wesenheiten in Jugo-
slawien, Ungarn und Großrumänien und
Herrmann Ullmann die Tschecho-
slowakei. Es ist selbstverständlich, daß
ebenso des verstreuten Deutschthums

gedacht wird, wie auch die gegenwärti-
gen Fakten der weltpolitischen Kon-
stellation, zumal in der Frage des
Kolonialdeutschthums, berücksichtigt sind.
Als Ganzes schließlich erfüllt das Buch
einen besonderen Zweck, der den Heraus-
gebern vorschwebte und als gelun-
gen anzusprechen ist — nämlich eine
Zusammenfassung ener Elemente zu
sein, auf denen eine wirklich profunde
Kulturgechichte des Deutschthums im
Ausland aufgebaut werden kann.

Otto Brattskoven

Dr. Walter Gerbing: Das Erd-
bild der Gegenwart. Eine Schilderung
der Erde und ihrer Länder für das
deutsche Volk. Erster Band: Die Län-
der Europas. Rund 1000 S. Groß-8°.
Mit 175 Textkarten, 194 Tafeln in
Doppeltondruck und 15 Kunstbeilagen.
Geb. 35.—RM. Leipzig 1926. Verlag
List und von Bressendorf.

Der Leipziger Geograph Dr. W.
Gerbing tat bei der Schriftleitung dieses
umfangreichen Werkes sein Möglichstes,
dem deutschen Hause eine lesbare Län-
derkunde zu schenken, keine nüchterne
Zusammenstellung von Tatsachen, wie
sie jetzt vielen als die allein mögliche
„Wissenschaft“ gilt, sondern ein auch
literarisch wertvolles Buch, in dem
Menschen von Fleisch und Blut den
Dingen über die Schulter sehen. Weil
ich sehr wesentliche Teile des Buches
(Europa als Erdteil, Dänemark, Nord-
deutschland, Thrazien, Polen, Litauen
und Baltland, Finnland, Skandinavien
und Nordische Inseln) verfaßt habe,
lohnt es sich wohl, die Arbeiten auch
an dieser Stelle als ostdeutsches und
ostmärkisches Geisteswerk anzugeben.

Als ich die Arbeit am „Gerbing“ be-
gann, tat ich es in der guten Absicht,
nach bestem Vermögen brauchbare
Landeskunde zu liefern. Doch der Ver-
stand blieb bei der Arbeit nicht lange
allein; der gemütliche Anteil am
Schaffen ward größer und größer.
Dabei ergab es sich für mich ganz von
selbst, daß ich die einzelnen Länder als
Gehäuse eigenartiger Geisteswesen zu
schildern suchte und mich bemühte, Land
und Leute mit den Augen ihrer eigenen

großen Dichter zu sehen; habe ich doch die reine „Grand“-Geographie seit jeher anderen überlassen. So wurde denn der einleitende Abschnitt „Europa“ fast über das Geographische hinaus zum Bekennnis eigener Weltanschauung. So erläßt es sich, daß solche Gebiete vielleicht am leidlichsten fortkamen, die ich niemals schaute — Verzeihung: ja. Leider mußten viele Teile, wie die Nordischen Inseln, stark gekürzt werden, so daß ihre heroische Schau nicht so schön Volleben gewann, wie ich's gewünscht hätte.

Von den anderen Beiträgen brauche ich nicht soviel, teils entschuldigend, teils begründend, hinzuzufügen. Wenn auch nicht jeder Landraum seine Bearbeiter fand, so wird doch kaum ein Gebiet darüber klagen können, es sei zu kurz gekommen. Überall leisteten arbeitsfrohe und kenntnisreiche Fachleute ihr Bestes; da darf man erwarten, daß sie Gutes geschaffen haben.

Fritz Braun

Geheimrat Professor Dr. Dietr. Schäfer: Deutschtum und Ausland. Groß-8°, 72 S., geh. 3.—RM. Verlag R. F. Koehler, Berlin W 9 und Leipzig.

Dietrich Schäfers Namen als bedeutender Historiker, dessen Selbstbiographie „Mein Leben“ im Herbst 1925 im gleichen Verlage erschien, bürgt für Wert und Bedeutung dieser neueren Arbeit. In der Entwicklungs geschichte der vom Altertum bis zur Neuzeit entstandenen geschlossenen deutschen Siedlungen (Entstehung: Krieg, Handel, Wirtschaft, Religion) bekommen wir eine Gesamtübersicht des Auslandsdeutschums in den europäischen und überseeischen Ländern einschließlich der Kolonialländer. Uns wird besonders klar, welches Unrecht den Deutschen in den Grenzlanden geschehen ist.

Müller-Ahrend

Waldemar Oehlke: „In Ostasien und Nordamerika als deutscher Professor. Verlag Ernst Hofmann, Darmstadt und Leipzig.

Unsere Teilnahme an den Ereignissen im Osten ist immer mehr gewachsen. Die Ereignisse sagen uns, daß dort große Entscheidungen, die ihre Rückwirkungen auf Europa ausüben, bevorstehen. Bücher über China, Japan,

Otto Goetz Nachf.

Danzig

Kassubischer Markt 4-5

Fernspr. 3349 u. 5112
Gegründet 1888

Genußmittelfabriken

Essig
Mosttrich
Mineralwasser
Fruchtsäfte
Essenzen
566] Grätzer
engl. Porter
Kur- und Tafelwässer

Ed. Loewens

*Danzig
Langfuhr
Zoppot*

[567]

Poechl=Handschuhe



Weltmarke



Soeben erschienen:

DEUTSCHER GEIST IM OSTEN

Herausgegeben von

CARLLANGE

Preis 3 Mark

in Ganzleinen
gebunden

Dieser erste Band einer geplanten Reihe von Büchern vereinigt die hervorragendsten Vertreter ostdeutscher und deutscher Dichtung und Kunst. Es wird uns ein eindrückliches Bild von dem kulturellen Leben des Ostens gegeben. Wer den Geist der Ostmark vernehmen und ihren Sinn erfahren will, der greife zu diesem Buch.

GEORG STILKE
Verlagsbuchhandlung
BERLIN NW 7

HAG

Ich habe Kaffee Hag sowohl in der Praxis als auch in meinem Familiengebrauch häufig angewandt. In den meisten Fällen, wo der gewöhnliche Bohnenkaffee contraindiziert ist, leistet Kaffee Hag sehr gute Dienste; er wird auch gern genommen, da er in puncto Aroma hinter keinem Bohnenkaffee zurücksteht.

Dr. J. Ab der Halden, Alstetten (Zürich)

Indien haben besondere Bedeutung gewonnen. Einer der ersten, die nach dem Weltkriege den Mut hatten, das östliche Asien zu besuchen, als China noch mit Deutschland sich im Kriegszustand befand, war der bekannte Literaturhistoriker Prof. Waldemar Oehlke. Er erzählt uns temperamentvoll von seinem mehrjährigen Aufenthalt in China und Japan, von Landschaft und Volksleben der fernen Erdteile, von seinen bedeutenden Persönlichkeiten und von den wirtschaftlichen Zusammenhängen, die auch für Deutschlands zukünftige Gestaltung lebhafte Teilnahme erfordern. Es ist zweifellos ein hohes Verdienst, das sich der in Danzig geborene Verfasser durch sein Eintreten für deutsche Kultur im fernen Osten erworben hat. Das anregende und unterhaltende Buch zeigt uns ferner Art und Wesen der deutschen Kolonien und gibt uns Aufschluß über das wachsende Ansehen, das der Deutsche im Ausland gewinnt.

Carl Lange

Das Deutschtum im Ausland, Monographiensammlung. Band 1: Banat. Herausgegeben von Karl Bell unter Mitwirkung von Franz Blaskovics, E. Escher, Almi Götz, Hans Hagel, Peter Jung, Karl v. Möller, Kaspar Muß. Deutscher Buch- und Kunstverlag, Dresden-A. 1.

Eine ist zweifellos: der Deutsche hat seine Liebe zu den Deutschen außerhalb der Grenzen des Reiches neu entdeckt. Dichter und Künstler, politisch und wirtschaftlich hervorragende Persönlichkeiten haben sich mit den Problemen des Auslandsdeutschen mehr denn je beschäftigt. Das beweist die große Anzahl der Neuerscheinungen dieser Art. Aber auch die Auslandsdeutschen selbst machen sich immer stärker bemerkbar und senden ihre Grüße zu uns herüber. Zu den Schwaben des rumänischen Banats führt uns das oben genannte Buch, ein Sammelband mit vortrefflicher Bebildung. Wer über alle Fragen des Banats — Geschichte, Kultur, Volksleben — unterrichtet werden will, der greife zu diesem sorgsam zusammengestellten und eindrücklichen Buch, das uns wieder ein Beweis ist, was der Deutsche vor dem Kriege verfügt und jetzt nachzuholen hat.

Müller-Alhrend

Der „REVALER BOTE“ [480]

(Nachfolger der im Jahre 1860 begründeten „Revalschen Zeitung“) ist das deutsche kulturell-politisch und wirtschaftlich führende Blatt in Estland. Vertritt die politischen u. wirtschaftlichen Interessen des Deutschtums in Estland. * Eingehende objektive Berichterstattung über das gesamte Wirtschaftsleben Estlands.

Vermittelt den WEG IN DEN OSTEN.

Regelm. Schiffslisten u. Kursnotierungen.

Bezugspreis bei direktem Bezug vom Verlag; monatlich mit allen Beilagen 3.50 GMk., ohne Beilagen 3 GMk. Die Staatspostanstalten in Estland, Lettland, Deutschland, Danzig, Finnland, Schweden und Frankreich nehmen Abonnements entgegen.

Anzeigenpreis: für 1 mm Höhe der Spalte im Anzeigentafel für Estland 5 EMk., für Deutschland 10 Goldpfennig, für das übrige Ausland 3 amer. Cents. Zahlstelle in Deutschland: Postscheckkonto Berlin 122602.

Anzeigenaufträge empfangen: die Geschäftsstelle des „Revaler Boten“ (Reval, Raderstraße 12, Postfach 51), im Auslande: alle größeren Annoncen-Expeditionen.

DEUTSCHER BOTE

Monatsschrift
403] für

Literatur und Kunst.

Reichhaltig illustriert, mit zahlreichen Kunstbeilagen.

Abonnementspreis vierteljährlich Gm. 3.60 (3 Hefte)

oder in entsprechender — fremder Währung —

Man verlange Probenummer.

Aeltere Nummern zu dem Sonderpreis von 60 Pf.

Verlag „Deutscher Bote“ Harder & de Voss, Hamburg 1.

„FREIE PRESSE“

Blatt der Deutschen
in Polen [338]

Das nachweislich verbreitetste
deutsche Nachrichtenblatt
:: im ehemaligen Kongresspolen ::

Die „FREIE PRESSE“ strebt die Wahrnehmung der Belange der zwei Millionen Deutschen in Polen an, nimmt Stellung zu den Angelegenheiten der Stammesbrüder dies- und jenseits der Grenze, berichtet über die Arbeit und Nöte des Deutschtums im polnischen Reiche und sucht dessen geistige Verbindung mit den deutschen Brüdern in der ganzen Welt aufrechtzuerhalten.

Da die „FREIE PRESSE“ nicht nur in Kongresspolen, sondern auch in Großpolen und Galizien weitverbreitet ist, ist sie ein Anzeigenorgan ersten Ranges und verschafft ihren Inserenten stets gute Erfolge.

Im gleichen Verlage erscheint
:: die Wochenschrift ::

„Der Volksfreund“

welche vorwiegend von der Landbevölkerung gelesen wird.

— Probenummern auf Wunsch kostenlos —

„FREIE PRESSE“

Geschäftsstelle und Schriftleitung

LODZ, Petrikauer Straße 86

Baltische Blätter

vereinigt mit den
Baltischen Nachrichten

8. Jahrgang

geben ein getreues Bild der politischen und wirtschaftlichen Entwicklung Sowjetrußlands und der Randstaaten mit besonderer Berücksichtigung der baltischen Republiken; sie bringen Aufsätze berufener Autoren kultureller und schöpferischer Bestrebungen, wichtige Nachrichten aus der Heimat sowie aus den 481] Organisationen in Deutschland.

Monatlich 2 Hefte.

Baltischer Verlag und Offsetbuchhandlung G.m.b.H., Berlin W 30 Mohrstraße 22.

Der Wächter

Monatsschrift für alle Zweige der Kultur
Zeitschrift des Deutschen Eichendorff-Bundes

Schriftleitung: Universitätsprof. Dr. Wilhelm Kosch
Graz (Österreich), Waldhof an der Ries



Älteste und einzige
Zeitschrift der Romantik im
deutschen Vaterland



Heftpreis M. 1.—

Verlag Lothar Schütte, Ulrichshof bei Augsburg

WILH. ZIEMER, G. M. B. H.
Liköre

KÖNIGSBERG i. Pr.

*

STEINDAMM 119/121

Wilhelm Bodtke WURSTWAREN

Fleischermeister

ZOPPOT, Danziger Straße 3
und Markt 2

Tel.: 38

Tel.: 38

nach pommerscher
und thüringer Art

[577]

M. A. Hasse Nachf., Danzig
Zigarren- und Tabak-Fabriken

Kontor: Altstädtischer Graben 4/6. — Telefon 856

Fabrikation: Weidengasse 35/8, Tor 4 (Gewehrfabrik)
Telefon 5514

[501]

Gegründet 1894 **CARL FIERKE** Gegründet 1894
OLIVA, Danziger Straße 10-11

Fernsprecher 56

[628]

HOLZ- UND KOHLEN-HANDLUNG
BAU-MATERIALIEN

Fuhrwerks-Wage am Platze

28. Preußisch-Süddeutsche (254. Preuß.) Klassenlotterie

Zur **V. Klasse**, Ziehung **9. Februar** bis **11. März**, empfehle $\frac{1}{8}$ $\frac{1}{4}$ $\frac{1}{2}$ $\frac{1}{1}$

Lose

15.— RM. 30.— RM. 60.— RM. 120.— RM.

Postscheck:
Berlin 31110.

STILKE, Lotterieeinnehmer,
Berlin NW 7, Dorotheenstraße 60

Postscheck:
Berlin 31110

Möbel-Fabrik

H. Scheffler

Kunsttischlerei

gegr. 1876

DANZIG

gegr. 1876

Preiswerte Wohnungs-Einrichtungen
in großer Auswahl

Fernruf 614
und 5762

Fabrik und Ausstellungsräume: Am Holzraum 3—4

[516]

Fernruf 614
und 5762



Paul Radtke

Pelzwaren-Mode-Haus

Gr. Wollwebergasse 11 Danzig (Parterre und I. Etage)
Telefon 1914 [569]

Pelzwaren

von den einfachsten bis zu den elegantesten zu Fabrikpreisen

Größtes
Zeitungsausschnittsbüro der Welt

Adolf Schustermann, Berlin S016, Rungestraße 22—24

Gegründet 1891

liefert Ausschnitte aus dem textlichen u. Inseraten-
teil von 1000 Zeitungen u. Zeitschriften über jedes
Interessengebiet. Sonderabteilungen für Politik,
Kunst, Wissenschaft, Handel, Industrie, Baubranche.

Erste Referenzen — Sachgemäße Bedienung

Verlangen Sie unverbindliches Angebot

[626]

Adler-Apotheke

Oliva, Am Schlossgarten 12

Telephon Nr. 69



[620]

H. Geißler

Walter Frommann

Fleischermeister

Oliva, Markt 2 :: Telefon 5



[622]

Feinste Fleisch-, Wurst-
und Aufschnittwaren

Bannerträger'

eine politische Zeitschrift

Herausgeber: Hans Ebeling, Münster i. W.
Schriftleiter: B. Thümmel, Münster i. W.,
Friedenstraße 19, I.

Letzte Hefte:

Englandheft: Die englische Tradition —
Fußball — Labour-Party — Die eng-
lischen Jugendbünde — England und
Deutschland — Briefe aus England.
Hefte 4/6 1925: Die deutsche Marine-
politik — Preußen-Offizier und Führer
— Abd el Krim — Die französische
Armee — Polen — Schweiz.

Bezug durch das zuständige Postamt.

Bezugspreis 1.— Mt. das Vierteljahr.

Einzelhefte vom Verband
Karl Ducoffre, Wesel (Rhld.),
Flughafenstraße 8.

Soeben erschien:

Am Urwald

von

Forscher Dr. Georg Escherich

Oktav-Format, 146 Seiten, mit 11 Abbildungen nach photographi-
schen Aufnahmen, geh. RM 3.—, in Ganzleinen geb. RM. 4.—

Escherich, der als forstlicher Berater des Negus Menelik die Urwaldungen von Süd-Abessinien studiert hat, der in den Jahren 1913—1914 im Auftrage der Deutschen Regierung den größten Urwald der Welt, den mittelafrikanischen Regenwald, auf einem viele Monate dauernden Zuge durchquert hat, der in den bosnischen Urwaldungen wochenlang ohne Dach über dem Haupte gehaust hat, und der endlich im Kriege den Urwald von Bialowies in einer vorher nicht bekannten und wohl kaum irgendwo sonst erreichten Art und Weise erschlossen und drei volle Jahre bewirtschaftet hat, ist wohl mehr als irgendein anderer berufen, über den Urwald zu schreiben. Dieses vielseitige Buch enthält nicht nur eine sehr interessante allgemeine Abhandlung über das Wesen des Urwaldes, sein Werden und Vergehen, sondern auch eine auf gründlicher Kenntnis beruhende Schilderung des größten Urwaldes der Welt, des mittelafrikanischen Regenwaldes.

GEORG STILKE, Verlagsbuchhandlung, BERLIN NW 7

M. FORELL & Co.

DANZIG, HEILIGE-GEIST-GASSE 14-16

Tel. 3270

Tel. 3270

Grosshandlung
für Kurzwaren, Besatzartikel
Trikotagen u. Strumpfwaren

[568]

Günstigste u. bequemste Einkaufsgelegenheit für den
Freistaat und Polen. Lagerbesuch stets lohnend, da
täglich Eingang von Neuheiten.

Der Herausgeber der „Ostdeutschen Monatshefte“

ist in Angelegenheit der Zeitschrift jeden Donnerstag zwischen 11 und 1 Uhr vormittags im Büro der neu eröffneten Buchhandlung Georg Stilke, Danzig, Langgasse 27, zu sprechen (Telefon 5169). Die Ostdeutschen Monatshefte sind von nun ab sowohl hier wie im Zweiggeschäft Buchhandlung Stilke, Langfuhr, Hauptstrasse 8 (Telefon 41182) zu haben und zu abonnieren. Die Anzeigenverwaltung untersieht wie bisher Herrn Obersf Weinlig

Die Anzeigen für den Freistaat Danzig werden von der Anzeigenabteilung der Ostdeutschen Monatshefte, Oliva bei Danzig, Schefflerstraße 2, Tel. Oliva 148, erledigt. Zahlungen aus dem Freistaat bitte dorthin zu richten.

Anzeigen für Tilsit durch Georg Krause, Sprindgasse 4, für Brandenburg durch Hans Büttner, Charlottenburg, Havelstraße 7, für Norddeutschland durch Arthur Wittenmann, Hamburg, Epianade 45, für das übrige Deutschland durch Georg Stilke, Berlin NW 7, Dorotheenstraße 65. Bankkonto: Delbrück, Schickler & Co., Berlin W. Postcheckkonto: Berlin 28 489.

$\frac{1}{2}$ Seite RM. 75.—, OG. 95.—	$\frac{1}{2}$ Seite RM. 45.—, OG. 57.—
$\frac{1}{4}$ Seite RM. 25.—, OG. 31.—	$\frac{1}{4}$ Seite RM. 15.—, OG. 19.—

Vorzugsplätze wie Umschlagseiten, Anzeigen vor dem Text, erste und letzte Seite nach dem Text

$\frac{1}{2}$ Seite RM. 90.—, OG. 114.—	$\frac{1}{2}$ Seite RM. 50.—, OG. 62.—
$\frac{1}{4}$ Seite RM. 30.—, OG. 38.—	

Bei 3 × Aufnahme 10 %, bei 6 × 20 %, bei 12 × 30 % Rabatt.

Kasino Zoppot

Freie Stadt Danzig

Roulette *

Baccara

Das ganze Jahr geöffnet

Auskunfts in Berlin:

Verkehrsbank A.-G.

Kurfürstendamm 237

Fernsprecher: Bismarck 4499-4501

in Zoppot:

Verkehrsbüro des Kasinos

„Sport und Gesundheit“ * „Ich
helfe Dir“ * „Für die Familie“ * „Zu-
friedenheit“ * „Nach der Arbeit“

Mode-, Roman- u. Sportzeitschriften der
guten Familie mit KOSTENLOSEM VER-
SICHERUNGSSCHUTZ der Angehörigen

Preis des Wochenheftes einschließlich Versicherung 70 Danzig. Guldenpfennige

[329]

Gen.-Vertrieb für Freistaat Danzig, Pommern, Kreis Marienburg, Marienwerder u. die Grenzmark Posen - Westpreußen

**EDUARD WESTPHAL
DANZIG, ELISABETHWALL 9**

Vertriebsstelle der Karten des Reichsamts für Landesaufnahme
(früher Generalstabskarten) für den Freistaat Danzig

Georg Stilke, Danzig, Langgasse 27

Telephon: 5169

Postcheckkonto: 1621

Um den vielen Interessenten im Freistaat Danzig den Bezug der Karten des Reichsamts für Landesaufnahme zu erleichtern, habe ich eine Vertriebsstelle eingerichtet und führe ein großes Lager der für Danzig wichtigsten Karten, wie

Meßtischblätter 1 : 25.000,

Reichskarten 1 : 100.000,

Einheitsblätter 1 : 100.000,

D.M. (Motorfahrer) Karten 1 : 300.000 usw.

In vorkommenden Fällen bitte ich um Ueberweisung der geschätzten Bestellungen.